LD 4110
8

A. F. E. Langbein's
prosaische Werke.

Verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe.

Dritter Theil.

Enthält: **Jocus und Phantasus.**

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1836.

Danzer inv. H. Pinhas sculp.

Der glückliche Traum

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Vollständige,
vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte
Original-Ausgabe letzter Hand.

Achter Band.

Enthält: **Jocus und Phantasus.**

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1836.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

Gedruckt bei Fr. Henne.

Jocus und Phantasus.

I.

Der glückliche Traum.

Der Kammerpräsident von Eschborn gab ein glänzendes Abendfest. Schon neigte sich das Gastmahl zum Nachtisch, als ein Lärm im Vorsaal entstand. Die derbe Stimme eines Fremden zankte mit den Bedienten, die ihm den Eintritt ins Speisezimmer streitig machten. Plötzlich flog die Thür auf, und herein trat ein stämmiger Mann in einem unfeinen und abgetragenen Reisekleide. Der Präsident erschrack, sprang auf, lief ihm entgegen, und sagte mit leiser, ängstlicher Stimme: „Ums Himmelswillen, Bruder! wo kommst Du her? — Und in welcher gemeinen Tracht! — Willst Du mir vor allen den Leuten von Stande, die bei mir speisen, Schande machen? — Ich bitte Dich, geh' still wieder fort, und komm' morgen wieder!"

Der ungebetene Gast wollte sich schweigend zurückziehen; aber Raimund, ein vielgeltender Hausfreund des Präsidenten, eilte von der Tafel herbei, mischte sich in die Sache, und stellte vor: es sey unbillig, einen leiblichen Bruder, den man lange nicht gesehen, an der Thür abzuweisen. Er sprach so laut, daß es der speisenden Gesellschaft vernehmlich wurde. Sogleich forderten verschiedene vornehme Gäste den Wirth auf, seinen Bruder am Tische Platz nehmen zu lassen.

Valentin Eschborn, ein wohlhabender Gutsbesitzer, machte der Gesellschaft seinen Bückling, setzte sich, und sagte mit einer kräftigen Stimme, dergleichen man in den geselligen Kreisen der feinen Welt selten donnern hört, zu dem Präsidenten: „Du darfst nicht denken, Herr Bruder, daß ich zum Carnaval, oder sonst aus langer Weile, hierher gekommen bin. Ich erhielt vor einigen Tagen einen Brief ohne Unterschrift, worin mir berichtet wurde: es wolle mich jemand in der Stadt, wegen einer wichtigen Angelegenheit, sprechen. Darum bin ich denn hier, und will ein Weilchen abwarten, ob sich der ungenannte Briefsteller melden wird, oder ob er mich, ungeachtet wir erst im Monat Februar leben, in den April geschickt hat." — Herr von Eschborn versicherte: er wisse nichts von der Sache. „Sie

wird sich morgen wohl aufklären;" fiel Raimund ein. „Wir wollen ihr jetzt nicht weiter nachgrübeln."

Die hohen Herrschaften ließen sich aus Höflichkeit zu dem Landmann herab, redeten mit ihm von der Feldwirthschaft, und gaben aus großstädtischer Unkunde derselben manche lächerliche Blöße. Als er unter andern auf die Frage, wie die vorjährige Ernte ausgefallen sey, über Brand im Weitzen klagte, fuhr ein hoher Staatsbeamter hitzig auf: „Das verdammte Tabackrauchen! Sicher hat ein Schnitter mit seiner dampfenden Pfeife das Feld entzündet!" — Aber Valentin belehrte den Eiferer: daß der Brand, der ihm Schaden gethan, eine Krankheit des Weitzens sey, die man schon vor ein paar tausend Jahren, als noch lange nicht an den Genuß der Tackspflanze gedacht worden, gekannt habe.

Fräulein Hermine, die Tochter des Präsidenten, ein stolzes, überkluges Mädchen, fragte den Oheim mit einem kalten, nachlässigen Tone nach seinen Kindern. „Die Krabben wollen Hochzeit machen!" rief er lachend. „Der junge Pfarrer in meinem Dorfe freit um Lieschen, und dem Fritz sticht die hübsche Müllerstochter in's Auge. Ich werde dem Blitzjungen wohl mein Vorwerk Ruhthal abtreten müssen, damit er dort wirthschaften und das Mädel heirathen kann."

Die ganze Familie von Eschborn (die außer den schon aufgetretenen Personen noch aus der Gemahlin des Präsidenten und einem erwachsenen Sohne bestand) ward schamroth, daß vor der erlauchten Gesellschaft, die sich theils taub stellte, theils verlegen auf den Teller sah, ein so ärgerliches Mißbündniß zur Sprache kam. Hermine versuchte, den Schandfleck zu übertünchen. „Sie scherzen, Herr Onkel!“ sagte sie. „Vetter Fritz wirft sich gewiß nicht weg, und die Dirne würde wohl auch im Nothfalle so bescheiden und verständig seyn, wie Goethe's schöne Müllerin, die einem Edelknaben, der sie in eine stille Laube einlud, antwortete:

Mit nichten!
Das gäbe Geschichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich lobe mir den Müllerknecht;
An dem ist nichts zu verderben.“

Die Gesellschaft lachte und klatschte in die Hände. Nur Valentin sagte ernsthaft: „Mein Fritz ist kein Edelmann; das löbliche Gleich und Gleich wird also durch seine Verbindung mit der tugendsamen Tochter eines wackern Mühlmeisters keineswegs verletzt. Die Sache könnte nun auch nicht rückgängig werden, da sie bereits bis zur Verlobung gediehen ist.“

„Darüber sprechen wir morgen!“ murmelte der Präsident, und setzte sein Weinglas, das er eben zum Munde führen wollte, hastig wieder auf den Tisch.

Es entstand eine tiefe Stille; der vornehmste Gast erhob sich vom Stuhle; die übrigen folgten. Herr von Eschborn führte seinen Bruder bei Seite, und sagte mürrisch: „Die jungen Leute tanzen jetzt; das wird Dir kein Vergnügen machen; schlaf' indessen im Gasthof aus, und stelle Dich morgen zum Mittagsessen bei mir ein. Gute Nacht!“ Damit kehrte er ihm den Rücken, und eilte nach dem Tanzsaale, wo schon die Geigen gestimmt wurden.

Valentin entfernte sich gern. Als er aus dem Speisezimmer ins Vorgemach trat, fand er drei oder vier gemeine, widrige Gestalten, die ihm, wie Güterbeschauer, scharf auf die Hände und Taschen sahen. Er wunderte sich darüber; denn es ahnte ihm nicht, daß diese auf=

merksamen Beobachter vorsichtige Pfandgläubiger waren, die dem Präsidenten sein bei ihnen versetztes Silbergeschirr zu dem festlichen Abend, gegen eine Erkenntlichkeit, geliehen hatten, und jetzt darauf lauerten, es wieder in Empfang und Gewahrsam zu nehmen.

Gewohnt, zeitig zu essen, ging Valentin des folgenden Tages mit dem Schlage der zwölften Stunde in des Präsidenten Wohnung. Er eilte recht, um nicht etwa auf sich warten zu lassen. Ein gähnender Bedienter fragte, was er wolle; und als er denn antwortete, daß er zu Tische gebeten sey, lachte der Mensch laut auf, und sagte: „Damit hat's noch fünf Stunden Zeit!"

„Mit dem Mittagsessen?" fragte Valentin.

„Ja wohl, mit dem Mittagsessen!" spottete der Buntrock ihm nach. „Wir speisen täglich erst um fünf Uhr, und besonders heute, da die Herrschaft noch schläft, und vermuthlich erst um drei Uhr frühstücken wird."

Mit Erstaunen zog Valentin ab. Auf der Straße begegnete ihm Raimund, der ihn im Gasthofe gesucht hatte. Sie gingen mit einander dahin zurück.

„Ich will Ihnen," sagte Raimund dort, „ohne län-

gern Verzug gestehen, daß ich der Schreiber des Briefes bin, den Sie vor einigen Tagen empfingen. Der Gegenstand, worüber ich mit Ihnen zu sprechen wünschte, ist Ihres Bruders glänzendes Elend. Ich bin erst sechs Wochen hier in der Stadt und eben so lange sein Hausfreund; aber ich kenne seine Lage vollkommen. Der sorglose Weltmann, der allzu nachsichtige Hausvater, ist ohne Rettung verloren, wenn wir ihm nicht vereint mit Rath und That unter die Arme greifen."

„O, mein armer Bruder!" rief Valentin. „Ich will ihn retten, will ihm Hab' und Gut aufopfern."

„Das würde kaum zureichen, und nicht lange helfen;" versetzte Raimund. „Im nächsten Jahre wär' er wieder in der alten Noth. Er und seine Familie könnten wohl einen Brunnen voll Gold erschöpfen. Frau und Tochter verschwenden unermeßlich in Kleidern und Schmuck, und er sieht ruhig zu. Junker Achilles, der Augapfel seiner Eltern, verliert ungeheure Summen in Spielhäusern, und der gutwillige Vater, ein zweiter Eli, schilt ihn nicht, sondern setzt ihn vielmehr immer wieder in den Stand, mit neuem Futter für die Karten bei der Farobank zu erscheinen. Der junge Wüstling kann leidlich tanzen, reiten und fechten; außer diesen Künsten ist aber jeder Schulknabe gelehr-

ter als er, und ich begreife nicht, wie er in Zukunft, wenn ihn die Eltern nicht mehr unterstützen können, sein Leben durch die Welt bringen will, da er von Allem, womit sich ein Bissen Brot verdienen läßt, nichts versteht."

„Das ist ein Jammer!" seufzte Valentin. „Da muß denn vor allen Dingen dafür gesorgt werden, daß der Mensch noch was Tüchtiges lernt."

„Allerdings!" sagte Raimund. „Aber in eine öffentliche Schule paßt der zwanzigjährige hochgewachsene Herr nicht, weil er sich in der Mitte kleiner Knaben, denen er im Grade des Wissens gleich steht, lächerlich ausnehmen würde. Der Vater muß ihn einem geschickten und ehrwürdigen Hauslehrer in die Zucht geben. Einen solchen Mann habe ich schon ausgemittelt. Er war Schulrector eines Städtchens, legte aber sein Amt nieder, weil ihn seine Vorgesetzten zwingen wollten, noch in seinen alten Tagen die sogenannte Turnkunst zu lernen, und sich vor allem Volke mit seinen Schülern zu balgen und Burzelbäume zu schießen."

Valentin mußte, so betrübt er war, über diese obrigkeitliche Zumuthung lachen. Die Annahme eines Hauslehrers fand er hingegen sehr zweckmäßig. Er zweifelte bloß, daß sich sein Bruder, der nur unnütze

Ausgaben zu machen gewohnt sey, zu einer nützlichen entschließen würde.

„Ich denke doch, daß wir ihn durch vereinte Vorstellungen dahin bringen werden;" erwiederte Raimund. „Wir gehen mit einander zu ihm zu Tische, führen ihn nach dem Essen bei Seite, und waschen ihm ehrlich den Kopf. Er muß, er mag wollen oder nicht, einen Hauslehrer annehmen, muß dagegen seine fürstliche Wohnung aufgeben, seine schwelgerischen Gastmähler einstellen, den Postzug abschaffen, die Hälfte seiner überflüssigen Bedienten verabschieden, der Verschwendung seiner Gemahlin und Tochter Einhalt thun, und so weiter. Ich werde das Wort führen. Stehen Sie mir kräftig bei, und unsere gute Meinung wird durchdringen."

Der Kampf war hart; der Sieg unvollständig. Herr von Eschborn war zu keiner Einschränkung seines Prachtaufwandes zu bewegen, weil er sich dadurch, wie er sagte, dem Spott der Stadt aussetzen würde. Auch erklärte er: es sey ihm unmöglich, den Haustyrannen zu spielen, und seine Gattin und Tochter, wegen ihrer ausschweifenden Putzliebe, zu schelten.

„Ei, das ist Schwäche!“ fuhr Raimund auf:

„Wer nicht, wenn's Noth thut, zürnen kann,
Der ist ein Narr, kein weiser Mann.“

„Eigene Poesie?“ fragte der Präsident spitzig.

„Dessen kann ich mich nicht rühmen;“ entgegnete Raimund. „Es ist ein alter Kernspruch voll Kraft und Wahrheit.“

„Immerhin!“ sagte Jener. „Ich kann nun einmal nicht anders. Die Frauen schmücken sich gern; man muß ihnen den Willen lassen.“

Der einzige Punkt, den er nach langem Widerspruch zuletzt genehmigte, war die Anstellung des vorgeschlagenen Hauslehrers.

Sobald die beiden Sittenprediger wieder aus dem Hause waren, ließ er den lieben Sohn rufen, bereitete ihn mit zärtlicher Schonung auf den ihm bestimmten Hofmeister vor, und bat, indem er ihm zugleich die Backen streichelte, sich diese Anstalt hübsch artig gefallen zu lassen. Das versprach Achilles unter der Bedingung, daß ihm sofort zehn Stück Louisd'or, die er eben brauche, ausgezahlt würden. Rasch zog Papachen den Beutel: denn diese Kleinigkeit vertrat ja gleichsam

die Stelle der Zuckerdüte, womit man vor Zeiten die lieben Kinder, wenn sie zum ersten Male in die Schule gingen, beschenkte.

Schon des folgenden Tages übernahm Magister Ambrosius, den das Turnwesen vom Amte vertrieben hatte, die neue Lehrstelle, und bezog die für ihn eingerichteten Zimmer. Der gelehrte Mann war ein hoher Funfziger, und hatte das abschreckende Ansehen eines finstern, grämlichen Schulmonarchen, war aber eine grundgute Seele. Sein schlauer Zögling merkte das bald, und betrug sich freundlich gegen den Alten, weil er ihn in allerhand Nothfällen zu brauchen oder zu mißbrauchen dachte.

Sie waren auch kaum acht Tage mit einander bekannt, als sich der junge Herr genothdrungen sah, ihm ein wichtiges Geheimniß zu eröffnen. Er machte mit Kopfhängen und Seufzen die Einleitung dazu. Theilnehmend fragte der Mentor, was ihm fehle. Da entdeckte ihm Achilles, daß er seit funfzehen Monaten heimlich verheirahtet, auch bereits Vater sey, und sich eben jetzt in der peinlichsten Verlegenheit befinde, wo er Frau und Kind unter Dach bringen solle, indem sie der Hauswirth, bei dem sie bisher gewohnt, nicht länger dulden wolle, sondern eben gedroht habe, sie nach Ver=

lauf einer Stunde auf die Straße hinaus zu stoßen. — Dieses klägliche Bekenntniß schloß das bartlose Väterchen mit der Bitte: daß der Herr Hofmeister ihm die Liebe und Güte erzeigen möge, seine bedrängte Familie in den ihm eingeräumten Zimmern einige Tage zu verbergen.

„Das ist ein sehr bedenklicher Casus!" sagte der staunende Magister. „So jung, und schon Hauskreuz! — Und das soll ich mit auf meine alten Schultern nehmen! — Geholfen muß werden, das ist gewiß; wenn aber die gnädigen Aeltern die Fremdlinge bei mir finden, da wird ein schweres Gericht über uns ergehen. Erwägen Sie das, Theuerster!"

Achilles stellte vor: des Magisters Wohnraum sey von den übrigen Zimmern weit abgelegen, und seine Aeltern hätten es nicht in der Gewohnheit, sich außerhalb ihrer eigenen Gemächer im Hause viel zu schaffen zu machen. Ambrosius antwortete nicht, ging mit starken Schritten in der Stube auf und ab, und schob die Perücke von einem Ohre zum andern. Endlich rief er entschlossen: „Ja, ich will die armen Seelen herbergen; denn die Bibel gebeut: Die in Elend sind, führe ins Haus!" Achilles umarmte und küßte ihn. Dann pflogen sie Rath, auf welche Weise die geheime Einwan-

derung am klügsten anzustellen sey. „Meine Frau mag Mannskleider anziehen;“ sagte der Junker: „Aber wie bringen wir das Kind fort?“ — „Unter meinem Mantel!“ rief der Alte rasch, und war so heiter und wohlgemuth, als ob er das angenehmste Geschäft vor sich hätte.

Vor allen Dingen nahm er Kleider aus des Helden Achilles übervoller Gewandkammer unter die Flügel seines grauen Mantels, und trug das Bündel zur jungen Frau. Schlank gewachsen, sah sie in dem männlichen Anzuge wie ein Modeherrchen aus, und schlüpfte unangefochten ins Haus. Fünf Minuten später folgte ihr der Träger des Kindleins. Er mußte durch einen Vorsaal, den ein Papagei und ein Affe bewohnten, die bisweilen hohen Besuch erhielten. Darum war der Paß gefährlich, und Ambrosius nahm sich vor, mit möglichster Geschwindigkeit, wie durch ein Feuer, hindurch zu stürzen. Herzhaft riß er die Thür auf, und that einen Riesenschritt über die Schwelle. Doch im Begriff, den zweiten zu thun, erblickte er mit Entsetzen den Präsidenten, der eben, um sich von Staatsarbeiten zu erholen, mit dem Affen spielte. Ambrosius sprang zu-

rück. Aber der Präsident sah ihn und rief: „Wohin? wohin!“ Der arme Magister mußte wieder vorrücken und Rede stehen.

„Was machen Sie denn heute für sonderbare Geschäfte?“ fragte Herr von Eschborn lachend. „Man hat Sie vorhin mit einem Pack unter dem Mantel aus dem Hause gehen sehen, und jetzt kommen Sie wieder beladen herein. Sie treiben wohl Schleichhandel?“

„O nein, Herr Präsident!“ antwortete der Magister mit gezwungenem Lächeln. „Junggesellen-Wirthschaft — ein bischen Wäsche — ein armer Hagestolz muß in Allem sein eigener Heber und Leger seyn.“

„Aber die Wäsche lebt ja!“ sagte Herr von Eschborn; denn das Kind bewegte sich plötzlich unter dem Mantel.

„Halten zu Gnaden“ — stammelte der Alte — ich, ich lebe — mich friert — wahrer Fieberfrost schüttelt mich. — Erlauben Sie, mich der kalten Wäsche zu entladen.‘,

Unter diesem Vorgeben wollte er entwischen, und es wäre vielleicht gelungen, wenn nicht in diesem Augenblicke das einfältige Kind angefangen hätte, leise zu quäken.

„Ha! nun schreit die Wäsche sogar!“ rief der Prä-

sident. „Dieß Naturwunder muß ich sehen!“ — Hiermit riß er des Magisters Mantel auf, und das Kind, das sich nach Lüftung der ihm unbehaglichen Decke sogleich beruhigte, war so artig, und in aller Unschuld so schlau, dem Großpapa freundlich ein Händchen zu bieten.

„Wem gehört denn das kleine Wesen?“ fragte er stutzig.

„Mir, mir!“ schrie Ambrosius, und floh mit großen Sprüngen nach seinem Wohnzimmer.

Halb und halb die Wahrheit ahnend, verfolgte ihn Herr von Eschborn, und drang mit ihm zugleich hinein. Das geheime Ehepaar, in zärtlicher Umarmung auf dem Sopha sitzend, sprang erschrocken auf; der Präsident entdeckte mit dem ersten Blick das weibliche Geschlecht in Mannskleidern; doch enthielt er sich, ein stürmisches Verhör sogleich zu beginnen. Er sagte ganz gelassen: „Ich habe mit Dir ein Wort zu sprechen, Achilles!“ Damit verließ er das Zimmer.

Der junge Mann, der sich als den mächtigen Abgott seiner Aeltern kannte, folgte getrost. Das Geheimniß seiner Vermählung und Vaterschaft war ihm schon lange, wegen der oft unerschwinglichen Kosten der stillen Wirthschaft, beschwerlich gewesen; er bekannte daher, als Va=

ter und Mutter vereint die Untersuchung anhoben, auf der Stelle die Wahrheit. „Ei, du loser Vogel!“ sagten sie. Das war der ganze Verweis. Da jedoch die junge Frau nur die Tochter einer Bürgerwitwe war, so erklärten sie: die unstandesmäßige Heirath müsse getrennt werden. Achilles zuckte schweigend die Achseln, um sich für jetzt in keinen Streit einzulassen; doch war er — denn es ist billig, daß wir die seltene Gelegenheit, etwas Löbliches von ihm zu sagen, hier ergreifen — im Herzen entschlossen, sich der Scheidung von seinem guten und schönen Weibchen, das er durch allerhand Listen und Blendwerke gewonnen hatte, nicht zu unterwerfen.

Mutter und Kind mußten indessen das Haus schleunig wieder räumen, und wurden anderswo untergebracht. Man betrieb alles in möglichster Stille, um Aufsehen zu vermeiden; aber die Geschichte ward dennoch stadtkundig, und in hohen und niederen Gesellschaften viel belacht.

Noch mehr belustigte die Spötter ein anderer spaßhafter Vorfall, der sich zwei oder drei Tage nachher begab.

Der Präsident hatte eine geheime Freundin, die es

trefflich verstand, ihm durch Sprödethun immerfort Geschenke abzudringen. Er bat sie während des Carnavals oft, den öffentlichen Maskenball mit ihm zu besuchen; sie entschloß sich aber nicht eher dazu, bis er ihr zu dieser Lustbarkeit einen neuen seidenen Mantel versprach. Sie liebte rosenroth; er ließ daher einen solchen, mit silbernen Fransen, verfertigen. Ein vertrauter Bedienter brachte ihn vom Schneider verstohlen ins Haus. Der Präsident schlug das wohlgelungene Prachtstück sauber ein, und legte dazu ein Briefchen, worin er, um seinem Liebchen sogleich auf der Redoute kenntlich zu seyn, das Maskenkleid, das er tragen werde, beschrieb. Er versiegelte sodann das Packet, und verschloß es in seinem Schreibeschranke, um es des folgenden Tages abzusenden.

Aber die Präsidentin, die davon Wind bekommen hatte, öffnete Abends, als er ausgegangen war, den Schrank mit einem schon mehrmals von ihr erprobten Nachschlüssel, lös'te geschickt das Siegel des Umschlags, nahm den rosenfarbenen Domino, nach Lesung des Briefchens, heraus, legte dafür einen hellblauen aus ihrem eigenen Vorrath hinein, und brachte dann alles wieder so schön in Ordnung, daß jede Spur des geschehenen Tausches verschwand. Als ihr Gemahl nach

Hause kam, betrug sich die Meisterin der Verstellungskunst heiter und unbefangen, wie immer. Er fand daher am folgenden Morgen kein Bedenken, das Päckchen, das den seidenen Wechselbalg enthielt, durch seinen vertrauten Liebesboten der schönen Freundin zu übermachen.

Die Präsidenten stellte sich den ganzen Tag krank. Er heuchelte Bedauern, freute sich aber im Stillen, weil er nun vor ihr auf der Redoute sicher zu seyn glaubte. Abends um neun Uhr klagte er selbst über heftiges Kopfweh, und äußerte Sehnsucht nach seinem Schlafzimmer, das ein weiter Raum von dem ihrigen trennte. Freundlich wünschten sie einander gute Nacht. Er aber schlich, um sich in der That eine gute Nacht zu verschaffen, gegen zehn Uhr aus dem Hause.

Im Maskensaale sah er sich überall nach seinem rosenfarbnen Liebchen um. Es war nicht da; aber ein blauer Domino flog ihm entgegen, und flüsterte ihm ein paar unverständliche Wörtchen zu. Er, von Schrecken befallen, stürzte sich fliehend in einen Trupp von Masken; denn das blaue Fähnchen schien ihm bekannt; er dachte, seine Frau spucke darin. Im dichtesten Larvengetümmel wie mit einer Leibwache umgeben, zog er angstvoll im Saale auf und nieder, und schielte behut=

sam nach Freundin und Feindin umher. Endlich kam seine Rosenkönigin. Er eilte zu ihr, faßte sie am Arm, machte ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie so lange auf sich habe warten lassen, und führte sie in eins der Zimmerchen, die sich, zu geheimen Unterredungen bestimmt, neben dem Tanzsaale befanden. Hier bat er sie sogleich, die Maske abzunehmen. Bereitwillig machte sie Anstalt dazu; er lauerte sehnsüchtig, das Purpurmündchen, sobald es enthüllt seyn würde, zu küssen; hu! da wetterleuchtete das zornrothe Gesicht seiner Gemahlin hinter der Maske hervor, und zugleich bekam er von ihrer knöchernen Hand eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf wankte.

Indem er diesen Minnesold empfing, und vor Schrecken die Sprache verlor, erschien der blaue Domino, der ihn eifersüchtig verfolgt hatte, in der Thür. Die Präsidentin, ihres Standes vergessend, schoß mit den gemeinsten Schimpfreden auf die Nebenbuhlerin los; diese vergalt Gleiches mit Gleichem; sie fielen einander in die Haare; der Präsident wollte die Furien trennen; aber beide hackten ihm mit krummen Fingern nach den Augen, zerrten und rauften sich aus dem kleinen Zimmer auf den Tummelplatz der Masken hinaus, wurden dort von zahllosen lachenden Zuschauern

umringt, und am Ende von der Polizeiwache aus dem Saale geführt.

Diese Katzbalgerei, die schnell, mit allen vorausgegangenen Umständen, der ganzen Residenz bekannt wurde, machte der geringen Achtung, in welcher der Präsident und seine Familie standen, vollends das Garaus. Es kam jetzt lauter als jemals zur Sprache, daß er seine Laufbahn als Abschreiber eines Sachwalters begonnen, eine Kammerjungfer geheirathet, ein Staatsdienstchen erschlichen, immer höhere Stellen erkrochen, und sich endlich aus Uebermuth den Papieradel gekauft hatte. „Aber die gemeine Natur läßt sich nicht austreiben;“ setzte man hinzu. „Es ging der Frau Präsidentin wie jenem Kater in der Fabel, der einstmals zum König der Thiere gewählt worden war. Mit Krone und Purpurmantel geschmückt, und einen Zepter in der rechten Kralle, saß er majestätisch auf dem Throne, und hielt eine feierliche Rede an seine Unterthanen. Doch plötzlich brach er ab, that einen Sprung, und haschte sich ein in der Nähe laufendes Mäuschen.“

Auch Hermine machte sich, wiewohl auf eine feinere Art, zum Gespräch der Stadt. Der Magnetismus

(dessen Werth und Nutzen wir übrigens weder bestreiten noch verfechten wollen) hatte dort wundergläubige Anhänger, und unser Fräulein schlug sich aus Eitelkeit zu diesem Häuflein, um sich einen berühmten Namen zu machen. Derselbe Wunsch beseelte den Doctor Dompfaff, einen noch sehr jungen Mann, der sich auf die thätigste Weise mit magnetischen Kuren befaßte. Es dünkte ihn daher ein rechtes Glück, daß Hermine, die Tochter eines so vornehmen Staatsbeamten, ärztliche Hülfe bei ihm suchte. Aber nichts weniger als krank, spielte sie blos eine Posse mit ihm, und zwei oder drei muthwillige Freundinnen halfen ihr dabei so treulich, wie bisweilen die Taschenspieler unter den Zuschauern vertraute Personen haben, die in geheim dazu mitwirken, daß die Blendwerke des Gauklers gelingen. Hermine sah, während des magnetischen Schlafes, mit der Nase, und mit Händen und Füßen, doch natürlicher Weise nur Dinge, die sie zuvor mit ihren Gehülfinnen verabredet hatte. Diese hielten ihr, zum Beispiel, ein aufgeschlagenes Buch vor die große Zehe, und die vorgebliche Hellseherin las die zuvor auswendig gelernten Stellen laut und richtig ab. Sie weissagte sogar, und verordnete sich Heilmittel, die jedoch nicht in der Apotheke, sondern

auf dem Obstmarkt und im Laden des Zuckerbäckers zu haben waren. Dadurch hätte man klug werden können; allein man ward es nicht Die ganze Stadt, mit Ausnahme einiger wirklichen Hellseher, sprach von der Possenspielerin mit arglosem Erstaunen.

So, wie ein Wunderwesen, in Ruf gekommen, bildete sie sich nicht wenig darauf ein, war in Gesellschaften sehr vorlaut, und entschied frisch und keck über Alles. Ganz seltsam, und der natürlichen Weichmüthigkeit ihres gefühlvollen Geschlechts durchaus widersprechend, äußerte sie sich unter andern über einen eben damals geschehenen, von allen rechtlichen Menschen verabscheuten Meuchelmord. Sie lobte freilich die verruchte That nicht geradezu; aber sie that es durch einen Umweg, indem sie den Mörder für einen edlen, hochherzigen Jüngling erklärte. Dieser Ausspruch von weiblichen Lippen empörte den gesunden Menschenverstand, und zog Herminen noch den Schimpf zu, daß des Erdolchten greises Haar und des Meuchlers blühende Jugend den Verdacht erweckten: es müsse bei jener unsinnigen Lobpreisung des Verbrechers der Geschlechtstrieb im Spiele seyn.

Indessen war Hermine durch die sich selbst verordneten köstlichen Arzneien völlig genesen. Freudig schrieb

Doctor Dompfaff ein gelehrtes Werkchen über die ihm, nach seinen Gedanken gelungene magnetische Wunderkur, und eignete solches dem Landesherrn zu. Der Fürst las es, ließ den Präsidenten rufen, und sprach zu ihm: „Ich erhielt gestern ein Schriftchen, worin Ihre Tochter eine sehr unanständige Rolle spielt. Sie hat offenbar ihren schwachsinnigen Arzt zum Besten gehabt. Das möchte seyn; aber dergleichen Gaukeleien erweitern das Gebiet des Wunderglaubens und der Schwärmerei, und ich sehe das in meinem Lande nicht gern. Auch weiß ich, daß Ihre ausgeartete Tochter den fanatischen Meuchelmörder, der eine bisher in Deutschland unerhörte That verübte, in allen Gesellschaften vertheidiget, als einen edlen Menschen erhebt, und Beifall und Nachsprecher findet. Wohin soll das führen? Soll der wälsche Banditendolch in Deutschland einheimisch werden? — Mich dünkt, Herr Präsident, Sie haben Ihre Kinder schlecht erzogen. Selbst von Ihnen hör' ich ungern, daß Sie sich manche Ungebühr in Ihrer Amtsführung und manche Anstößigkeit im Privatleben zu Schulden kommen lassen. Sie haben dadurch die Achtung Ihrer Untergebenen verloren. Ich verhehle daher nicht den Wunsch, daß Sie sich,

um größern Unannehmlichkeiten auszuweichen, freiwillig entschließen möchten, Ihr Amt niederzulegen.“

Bleich und zitternd kam der Präsident nach Hause. Erschrocken fragte seine Familie: was ihm bei Hofe begegnet sey. Er entdeckte nur des Fürsten Aeußerungen über Herminen; doch mit gemilderten Worten, um dem lieben Kinde nicht wehe zu thun. Mit schnödem Lächeln zuckte das Fräulein die Achseln, und machte sich wenig daraus.

Aber der Vater war, seiner selbst wegen, in Verzweifelung. Er wußte nicht, was er anfangen, wen er um Rath fragen sollte. Mit Raimund, dem treuen Hausfreunde, hatte er sich einige Tage zuvor heftig entzweit, und sich nicht nur alle weitere Einmischung in seine Angelegenheiten, sondern auch fernere Besuche verbeten. Der Bruder war auf's Land zurück gegangen. Wem sollte der unglückliche Präsident sein Leid klagen? Von allen seinen Tafelfreunden war nun, da die Quellen des Wohllebens zu stocken anfingen, keine Theilnahme zu erwarten.

Er fuhr zu einigen Staatsministern; er wollte sie bitten, sich für ihn bei dem Fürsten zu verwenden;

doch nirgends ward er vorgelassen. Es war Abend; er ging nach dem Casino, um sich zu zerstreuen; aber das fliegende Gerücht der auf ihn gefallenen Ungnade war ihm schon zuvor gekommen, und jedermann wich ihm aus. Er eilte nach Hause; dort neues Schrecken! Der Vorsteher einer bedeutenden Landeskasse harrte seiner mit ängstlichem Verlangen, ihn unter vier Augen zu sprechen. „Herr Präsident," sagte der beiseit geführte, ganz verstört aussehende Mann, „ich erhielt vorhin einen geheimen Wink, daß meiner Kasse morgen gegen Mittag eine Untersuchung bevorstehe. Angstvoll bitt' ich Sie deßhalb um schleunige Rückzahlung der Staatsgelder, die ich Ihnen, auf dringendes Begehren, pflichtwidrig darlieh. Gefangenschaft und Verlust meines Amtes sind sonst mein Loos, und ich müßte, wenn auch höchst ungern, durch Vorlegung der von Ihnen in Händen habenden Empfangscheine, mein Schicksal zu mildern suchen."

„Um Gottes willen, nein!" rief der Präsident. „Ich schaffe Rath — noch in dieser Nacht — seyn Sie ruhig, und verlassen Sie mich, damit ich Anstalten treffen kann."

Der Kassier entfernte sich, obwohl wenig getröstet, weil er die versprochene schnelle Wiedererstattung der

ihm abgedrungenen Summen, die sich über zehn tausend Thaler beliefen, für unmöglich hielt.

Stolz und Scham niederkämpfend, entschloß sich der Präsident, den hart beleidigten Freund, dem er mit undankbarem Uebermuth sein Haus verboten hatte, um Hülfe zu bitten. Mit zagenden Schritten ging er zu ihm, warf sich in des edlen Mannes offene Arme, und schüttete seine Noth vor ihm aus. „Ich freue mich, daß ich helfen kann;“ sagte der großmüthige Freund, schloß seinen Schreibtisch auf, und nahm Papiere heraus. „Hier sind hinreichende Wechsel, den Kassier zu befriedigen. Gehn Sie, beruhigen Sie den sorgenvollen Mann!“ — Der Präsident, bis zu Thränen gerührt, stammelte Dank. „Fassen Sie sich!“ unterbrach ihn Raimund. „Ich denke noch mehr für Sie zu thun. Lassen Sie mir aber fünf bis sechs Tage Zeit. Ich werde mich indessen mit meinem Plane zur Verbesserung Ihrer Lage beschäftigen.“

Raimund berief durch einen reitenden Boten den Bruder des Präsidenten wieder nach der Stadt. Valentin kam; sie unterredeten sich über das Weh und Wohl des Unglücklichen, und besuchten ihn dann, um

ihn von dem Ausfall ihrer Berathung zu unterrichten. Des Bruders unerwartete Mitkunft schien ihm nicht angenehm; doch Raimund ließ ihm nicht Zeit, sein Mißvergnügen zu verlautbaren, sondern begann sogleich: „Ich versprach Ihnen, Herr Präsident, einen Leitfaden zum Ausweg aus Ihrem Labyrinthe, und ich komme jetzt, mein Wort zu halten. Aber haben Sie auch volles Vertrauen zu mir? — Ich kann es kaum fodern, da ich als Fremdling hierher kam, mich Ihnen zum Hausfreunde gleichsam aufdrang, und noch jetzt mit der Larve eines angenommenen Namens vor Ihnen stehe. — Es ist daher, eh ich mich weiter zu Ihrem Rathgeber aufwerfe, rechtlich und nothwendig, mich Ihnen ganz zu entdecken."

„Mein Vater, ein unbemittelter Mann, hinterließ bei seinem frühzeitigen Absterben eine Wittwe und drei Söhne. Ich, der zweite derselben, hatte ohne mein Verschulden das traurige Loos, meiner Mutter verhaßt zu seyn. Mein älterer Bruder war dagegen ihr Liebling. Diesen Vorzug ließ er mich bisweilen hart empfinden. Er spielte den Herrscher, und legte die Hände in den Schooß; ich aber mußte, da die Mutter keinen Dienstboten halten konnte, die unangenehmsten und beschwerlichsten Hausarbeiten, zum Beispiel Wassertra=

gen und Holzspalten, allein verrichten, weil mein jüngerer Bruder noch so klein war, daß er mir nicht beistehen konnte. Ich that willig, was ich vermochte; doch alle meine Anstrengungen belohnte kein freundlicher Mutterblick. Im Gegentheil ward ich immer gescholten, und bekam oft in den Eßstunden nichts als Brot und Salz in die Hand, indeß mein älterer Bruder mit der Mutter zu Tische saß, und irgend ein Leckerbißlein verzehrte."

„Ich war dreizehn Jahr' alt, als er in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Mutter weinte Tag und Nacht. Eines Abends saß ich, von ihr unbemerkt, in einem dunkeln Winkel; da warf sie sich vor dem Krankenbette nieder, und bat Gott mit lauter Stimme: ihr den geliebten Sohn zu lassen, und dafür mich von der Welt zu nehmen. — Tief betrübt schlich ich aus der Stube, ging weinend ins Gärtchen hinter dem Hause, fiel unter dem gestirnten Himmel auf die Knie, und ächzte hinauf: Gott möge die Todesbitte meiner Mutter an mir erfüllen, oder mir einen Weg aus dem Hause des Hasses und der Verachtung zeigen. — Als ich so gebetet hatte, legt' ich mich zu Bett, mit dem Wunsche, nicht wieder zu erwachen."

„Gegen Morgen hatte ich einen wunderbaren Traum.

Mir erschien die Lichtgestalt eines Engels, mich freundlich anredend: Geh' ins Gasthaus, das ein Palmbaum bezeichnet, da findest du einen Fremdling, der eben abreisen will. Bitt' ihn, dich zu seinem Diener anzunehmen; er wird es thun, und dich glücklich machen. — Das gesagt, verschwand der Engel; ich erwachte, schlief aber mit dem Gedanken, daß es doch nur ein lieblicher Traum sey, flugs wieder ein."

„Bald darauf versetzte mich ein neuer Traum hin an den Gasthof, den mir der Engel genannt hatte. Ein bepackter und schon bespannter grüner Reisewagen stand vor der Thür, und bei demselben ein Mann von hoher, ansehnlicher Gestalt. Ich brachte mein Gesuch bei ihm an; er gewährte mir's, nahm mich neben sich in den Wagen, der Postknecht stieß ins Horn, und wir flogen zum Thor hinaus."

„Munter fuhr ich im Bett empor; der Doppeltraum schien mir nun ein Wink Gottes; ich kleidete mich geschwind an; Mutter und Brüder schliefen; ich beugte mich mit strömenden Thränen über sie hin, kniete vor den Betten der ruhigen Schläfer nieder, betete für sie, sprach ein leises Lebewohl, und schlich still aus dem Hause."

„Der grüne Reisewagen stand richtig vor dem Gast-

hofe; aber der Fremde war noch oben in seinem Zimmer. Beherzt ging ich hinauf, und fand mit Erstaunen denselben Mann, mit dem ich im Traume gesprochen hatte. So gleichsam schon mit ihm bekannt, trug ich ihm ohne Zagen meine willigen Dienste an. Er antwortete in etwas gebrochenem Deutsch: Du gefällst mir, und ich könnt' ein solches Bürschlein wohl brauchen; aber ohne Vorwissen deiner Verwandten will ich dich nicht entführen. — Ich erwiederte: sie würden sich darüber nicht grämen; denn die Mutter habe Gott um meinen Tod gebeten. — Dann erzählt' ich meine Träume. Der Fremde sah mich scharf an und sprach: Hättest du kein so ehrliches Gesicht, so hielt ich das alles für Mährlein: doch deinen frommen, schuldlosen Augen muß ich glauben, und so geschehe denn Gottes Wille! — Hiermit nahm er mich bei der Hand, führte mich zum Wagen, und die Reise ging fort." —

Der Präsident, der sich bei mehrern Stellen dieser Erzählung unruhig auf dem Stuhle bewegt und die Farbe verändert hatte, sprang jetzt auf, und sagte mit zitternder Stimme zu Valentin: „Ist das nicht ganz die Geschichte unsers seit länger als vierzig Jahren verlorenen Bruders?" — „Das dünkt mich auch;" erwiederte Valentin: „ich war aber damals noch sehr

jung: die Vorfälle jener Zeit treten mir nur dunkel ins Gedächtniß." — „Mir desto heller!" sprach der Präsident. „Gerade so war, als wir eines Morgens erwachten, unser guter Heinrich verschwunden. — Doch mit freudiger Ahnung sagt mir mein Herz, wir haben ihn wieder. — Du bist's, mein Freund, mein Retter!"

„Ja, ich bin Heinrich Eschborn!" rief Dieser, und fiel mit nassen Augen seinen Brüdern in die Arme.

Stumm vor Wehmuth hielten sie sich lange umschlossen. Der Präsident machte zuerst seinem Herzen Luft. „Ich danke Gott," sprach er, daß ich dich, guter Heinrich, an mein Herz drücken, und dir alles Leid, das ich dir im Mutterhause zufügte, abbitten kann. Du verfuhrst vorhin in deiner Erzählung sehr schonend mit mir; ich habe schlimmer, viel schlimmer an dir gehandelt."

„Und alles, alles vergab ich dir tausendmal;" sagte Heinrich. „Klage dich nicht weiter an! Die flüchtigen Leiden meiner Jugend waren ja Keime meines Glücks. — Mein Herr, oder vielmehr mein Vater — denn er behandelte mich gleich vom Anfang an als seinen Sohn — war ein englischer Kaufmann, der von

London aus in Ost- und Westindien große Geschäfte machte, und sich Jahre lang bald in Asien, bald in Amerika aufhielt. Ueberall nahm er mich mit, und erzog mich so werkthätig zu einem tüchtigen Kaufmanne. In meinem dreißigsten Jahre ward ich der Gatte seiner einzigen Tochter. Er gründete mir mit freigebiger Hand eine eigene Handlung in Westindien. Ich regte mich lebhaft, und ward reich. Als aber vor zwei Jahren der Tod meine glückliche, doch kinderlose Ehe trennte, und fast zu gleicher Zeit auch der ehrwürdige Greis, mein Schwiegervater, in London starb, da fühlt' ich mich in jener Weltgegend einsam und verlassen, und sehnte mich nach meinem Vaterlande zurück. Ich hatte von euerm Leben und Aufenthalt, theure Brüder, schon in frühern Zeiten mehrmals Nachrichten eingezogen; darum nahm ich meinen Weg stracks hierher, und stellte mich dir, lieber Wilhelm, zum Scherz unter der Kappe eines fremden Namens vor. Aus verschiedenen Gründen trug ich sie länger, als ich Anfangs gesonnen war, und die Vorsicht, mich nicht zu verrathen, nöthigte mich, meine Sehnsucht nach dir, guter Valentin, eine Weile zu zügeln. — Was weiter unter uns hier vorging, ist euch bekannt, und über meine

Reisen wollen wir künftig einmal bei besserer Muße sprechen."

„Ja, Kinder!" rief Valentin: „draußen in meinem Dörfchen, unter den beiden großen Linden vor meinem Hause."

„Unser Bruder," sagte Heinrich zu dem Präsidenten, deutet auf den Plan, den wir dir vorlegen wollen. Sieh, in der Residenz kannst du, nachdem dir der Fürst den Stuhl vor die Thür gesetzt hat, mit Ehren nicht länger bleiben. Gib also deine Stelle unverzüglich in seine Hände zurück, und zieh mit Frau und Kindern auf's Land. Valentins Burg ist nach seiner Beschreibung so geräumig, daß wir alle bequem darin wohnen können. Dort magst du studieren oder nichts thun, wie dir's beliebt; aber bei jungen Leuten ist Müssigang des Teufels Ruhebank: darum wollen wir deine Kinder beschäftigen, damit besonders Fräulein Hermine nicht mehr Zeit habe, sich den ganzen Tag zu putzen, mit einem einfältigen Doctor magnetische Possen zu treiben, und über Meuchelthaten unverständig zu schwatzen. Valentin will den beiden Geschwistern ein ungebautes Stück Land anweisen, das sollen sie sich mit eigenen Händen zu einem Garten umschaffen. Achilles nimmt überdieß seinen Hofmeister mit auf's Land, und

holt noch fleißig nach, was er bisher in der Schule versäumte. Sein Weibchen lassen wir ihm, ohne weitere Rede von Scheidung. Auch die ehrliche Müllerstochter wird als Braut und künftige Hausfrau unsers Neffen Fritz liebreich anerkannt, und von uns mit Achtung behandelt. — Genehmigest du diese Bedingungen, lieber Wilhelm, so enthebe ich dich von diesem Augenblick an allen Sorgen, zahle dir jährlich die Summe, die du zeither als fürstlichen Amtsgehalt bezogst, und vererbe dereinst mein nicht unbedeutendes Vermögen zu gleichen Theilen auf deine und Valentins Kinder." —

„Edler, großmüthiger Bruder," sagte der Präsident, „ich erkenne mit innigster Dankbarkeit, daß du Böses mit Gutem überschwänglich vergelten willst. Ich für meine Person bin auch unbedenklich bereit, mich in Allem nach deinem Rath und Willen zu richten; aber meine Frau — meine Tochter — sie lieben das Landleben nicht — sie werden sich kaum von der Residenz losreißen können."

„Potz Wetter!" rief Valentin, „auf dem Dorfe wohnen ja auch keine Heiden und Menschenfresser! Und es ist da alles so lustig und grün, daß einem das Herz im Leibe lacht. Ich wollte lieber todt seyn, als im=

mer in eurer steinernen Welt leben, wo man keinen Grashalm zu sehen bekommt.“ —

Die Brüder verließen den Präsidenten mit der Ermahnung, die Seinigen zum Abschiede von der Hauptstadt vorzubereiten, und sich der etwa dagegen ausbrechenden Empörung als mannhafter Hausvater entgegen zu stellen.

Mit schwerem Herzen rief er seine Familie zusammen, und eröffnete seinen Vortrag mit der Meldung: daß Raimund sich ihm als sein leiblicher Bruder zu erkennen gegeben habe. „Wie? was?“ — schrie die Präsidentin auf: „Der alte Grillenfänger Dein Bruder? — Nun, beim Himmel! da haben wir eine schöne Eroberung gemacht!“

„Allerdings!“ versetzte der Präsident: „Bruder Heinrich kommt aus Westindien, und hat dort viel Reichthümer erworben.“

„Ei, wenn das ist,“ sagte sie, „so sey er uns willkommen!“

„Willkommen! willkommen!“ fielen Achilles und Hermine, wie ein Chor, ein.

Als aber nun die Bedingungen, unter welchen der

Westindier mit Geld herausrücken wollte, zur Sprache kamen, da brachen Verwünschungen über Verwünschungen gegen ihn aus. „Was denkt der Narr?“ rief die eitle Vierzigerin: Soll ich mich in der Blüthe meiner Jahre in ein Dorf vergraben, wo man nur Bauern sieht, nur Kühe brummen hört?“ — „Und wir,“ kreischten Achilles und Hermine, „wir sollen das Grabscheit in die Hand nehmen, und wie Taglöhner arbeiten? — Nimmermehr! nimmermehr!“

„Thut, was ihr wollt!“ antwortete der Präsident. „Ich aber bin leider in dem Falle jenes Haushalters in der Bibel, zu dem sein Herr sagte: Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter seyn. Da sprach der Haushalter zu sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir: graben mage ich nicht, und schäme mich zu betteln.“

„Wie paßt das hierher?“ fragte die Präsidentin etwas kleinlaut.

„So wißt denn,“ sprach er seufzend, „daß mir der Fürst, als ich neulich bei ihm war, meine Entlassung ankündigte. — Der Aufenthalt in der Residenz ist uns übrigens unverwehrt; wir können hier bleiben und — hungern.“

Sie erstarrten; er aber ging schweigend fort, um sie heilsamen Betrachtungen zu überlassen.

Die Endfolge derselben war, daß Noth Eisen brach, und sie einstimmig beschlossen, sich ins ländliche Elend zu verweisen. „Wir können in der jetzigen Jahreszeit mit Anstand auf's Dorf ziehen;" sagte die Mutter. „Im Sommer gehen auch andere Herrschaften auf's Land. Gegen den Winter aber wollen wir wohl Mittel finden, uns den Weg nach der Stadt, ohne Verlust der westindischen Gelder, wieder zu öffnen."

Als sie hierauf ihren Entschluß, in Valentins Burg künftig zu hausen, bestimmt erklärt hatten, reis'te der Gutsherr dahin ab, um den feierlichen Empfang seiner Gäste vorzubereiten.

An der Gränze seines Gebiets erwartete sie der Schulmeister und des Dorfes männliche und weibliche Jugend. Der Wagen der hohen Herrschaften kam; der Schulherr fing an, eine wohlgesetzte Rede zu halten; aber Hermine lachte ihm mit so wilder Ausgelassenheit ins Gesicht, daß er gleich im Eingange stecken blieb, und kein Wort weiter aufbringen konnte. Er trat beschämt zurück, ordnete die Reihen der Schulkinder vor und hinter dem Wagen, und die an der Spitze stehenden Pfeifer und Geiger spielten, als sich

der Zug in Bewegung setzte, einen Marsch. Hermine schrie aus dem Wagen heraus: sie sollten schweigen; dergleichen abscheuliche Musik sey nicht zu ertragen. Aber die tonkundigen Männer ließen sich nicht stören. Das Fräulein hielt sich nun bis zur Einfahrt in die Burg mit beiden Händen die Ohren zu.

Am folgenden Tage richtete Valentin die Doppelhochzeit seiner Kinder aus. Ein heißer Tag für die Präsidentin und Herminen! Sie mußten sich, um den Westindier nicht zu erzürnen, gegen die Müllerstochter sehr artig betragen, und überhaupt bei den beiden Königinnen des Festes gleichsam die Hofdamen spielen. Noch mehr Aerger aber hatte Hermine, bei dem Hochzeitballe, den Valentin nach der Tafel auf dem freien Platze vor dem Schlosse gab, und wozu die ganze Dorfschaft geladen war. Die Müllerstochter hatte zwei Brüder, die weit und breit als die besten Tänzer des Dorfes berühmt waren. Da kam nun ein solcher Vestris nach dem andern, und foderte Herminen mit der Anrede: „Hei! lustig, Frölen Muhme!“ zum Tanz auf. Sie mußte sich von den ihr angevetterten Mühlknappen einige Mal tölpisch genug herum schwenken lassen; als aber auch die übrigen Bursche gleicher Ehre begehrten, schützte sie Krankheit vor, und zog sich

in ihre Gemächer zurück. Achilles hingegen, der weniger stolz war, kam mit den Landmädchen besser aus. Er fand bei ihnen, als leichter, zierlicher Tänzer, ungemeinen Beifall, obgleich die eifersüchtigen Mühlknappen seine Tanzkunst scharf bekrittelten, und ganz verächtlich davon sprachen.

Nach der Hochzeit bestand der Westindier darauf, daß die Geschwister die ihnen auferlegte Gartenarbeit anfangen mußten. Das war denn ein lustiges Schauspiel, wenn Achilles, modisch gekleidet und mit einer Brille vor den Augen, einen Karren voll Erde mit gewaltiger Anstrengung vor sich her schob, und Hermine, in der linken Hand einen Sonnenschirm und in der rechten eine Gießkanne, jedes hier und da aufgeschossene Unkraut begoß, weil es die Ehre hatte, von ihr für eine köstliche Pflanze gehalten zu werden. Die Bauern, die der Städter ländliche Thätigkeit gern verspotten, gucken noch heutiges Tages oft, wenn die Geschwister arbeiten, über den Zaun, und erzählen hernach mit großem Gelächter in der Schenke, was für kluge Dinge sie dort gesehen haben.

Das Landleben trägt übrigens der Familie von Eschborn herrliche Früchte. Achilles verliert, da er keine Farobank in der Nähe hat, kein Geld mehr, und be=

sucht die bestimmten Lehrstunden des alten Magisters nicht nur recht gern, sondern begehrt auch oft Verdoppelung derselben, weil er indessen das Grabscheit und den Schubkarren ruhen lassen kann. — Hermine fühlt sich durch die Landluft so gestärkt, daß sie magnetische Kuren nicht weiter nöthig findet. Ihre blühenden Wangen eroberten schon einen reichen Landedelmann, mit dem sie sich nächstens vermählen wird. — Selbst der Präsident, der vor Kummer und Sorgen sehr gealtert hatte, verjüngt sich ganz, und raucht sein Morgenpfeifchen mit voller Gemüthsruhe zum Fenster hinaus, weil er nicht mehr, wie vormals in der Stadt, befürchten darf, von lauernden Manichäern gesehen und überlaufen zu werden. — Aber seine Gemahlin sehnt sich rastlos nach den Schauplätzen und Prunkfesten der Hauptstadt zurück, und gibt den Vorsatz nicht auf, im nächsten Winter dort wieder auf den Bühnen der Glanzsucht aufzutreten. Ob es ihr gelingen wird, das steht zu erwarten.

II.

Die Untersuchungskommission.

1.

Das Städtchen Temperlitz sah eine Zeit lang mit Stolz auf andere Landstädtchen herab, weil in seinen verfallenen Mauern ein so reicher Mann wohnte, wie jene nicht aufweisen konnten. Herr Simon Knaster war das goldene Gestirn seiner Vaterstadt, die er von Jugend an so kindlich liebte, daß er sein ganzes Leben, ohne Ausnahme eines einzigen Tages, in ihrem stillen Schoße zubrachte. Man kann also nicht sagen, daß er dem Glücke nachgelaufen sey. Es suchte ihn von selbst auf in seinem Kramlädchen, als er darin bis in sein funfzigstes Jahr seine Kunden mit Gewürzen bedient und sich für jeden ihm zugewandten Pfennig höflichst bedankt hatte. Ein alter Vetter,

der, schon ziemlich wohlhabend, noch das große Loos in der holländischen Lotterie gewann, setzte ihn zum Erben seines ganzen Vermögens ein.

Herr Knaster war, seit der Ankunft der holländischen Dukaten, so pfiffig gewesen, dem glücklichen Empfänger fort und fort zum neuen Jahre und zum Geburtstage ehrfurchtsvoll Glück zu wünschen. Das geschah immer in lahmen Versen, die der Stadtschreiber Flink, ein fingerfixer Poet, verfaßte, zierlich abschrieb, und in Goldpapier heftete, wofür er in Bausch und Bogen, als Ehrensold, einen baaren Gulden und ein Päckchen Tabak empfing. Nun läßt sich zwar nicht beweisen, daß die Leier des genügsamen Hauspoeten den Alten bezaubert und ihm das schöne Vermächtniß abgelockt habe. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß er, wie jeder eifrige Schatzsammler, seine lieben Holländer nach seinem Tode nicht zerstreut wissen wollte, und daher den Vetter Simon, mit Ausschluß manches ärmern Verwandten, zum alleinigen Hüter und Wächter derselben erkor, weil er überzeugt war, daß der geizige Krämer die goldenen Schäflein treulich bewahren und keins vom Wolfe der Verschwendung verzehren lassen werde.

Die Kunde der großen Erbschaft machte in Temper=

litz ein gewaltiges Aufsehen. Der regierende Bürgermeister Stern sagte öffentlich im Bierhause, wo die Häupter der Stadt um ihn her saßen: „Nicht wahr, meine Herren, das hätten Sie nicht gedacht, daß uns der Glückspilz, den wir in seiner vorigen Niedrigkeit wenig achteten, über den Kopf wachsen würde? Ja, trügen wir Alle, mit Inschluß der ganzen löblichen Bürgerschaft, unser gesammtes baares Vermögen auf einen Platz zusammen, Herr Knaster würde sich bedanken, mit uns zu tauschen. Ein so reicher Mann ist doch ein wahrer Halbgott; denn mit Gold thut man Wunder. Ich acht' es demnach für schicklich und ersprießlich, daß wir uns morgen in einem feierlichen Aufzuge zu ihm begeben, ihm unsern Glückwunsch abstatten, und nicht allein uns, sondern auch das gemeine Wesen der Stadt seinem Wohlwollen empfehlen."

„Ein glücklicher Gedanke!" rief der Stadtschreiber Flink. Die ganze Gesellschaft stimmte ihm bei, und beschloß einmüthig, sich des folgenden Tages, um die Zeit des zweiten Frühstücks, im Hause des Bürgermeisters zu versammeln, und von da aus dem neuen Halbgott das Opfer ihrer Verehrung zu bringen.

Dieser demüthige Beschluß ließ sich nur bei geistlo-

sem Biere fassen. Muthige Weinzecher hätten sich zu einem so bettelhaften Vorhaben gar nicht vereinigen können.

2.

Als der Bürgermeister nach Hause kam, machte er seiner Tochter die auf den folgenden Tag angesetzte Huldigung bekannt. Louise Stern war ein junges, liebenswürdiges Mädchen, das Schönheit, Verstand und feine Sitten besaß, und zarten Frauensinn mit männlicher Entschlossenheit verband. Sie war (wie Napoleon einstmals von einer geistreichen Fürstin gesagt haben soll) der einzige Mann in ihrer Familie; sie war es sogar, wie wir in der Folge sehen werden, im ganzen Städtchen. Der Biergesellschaft kriechender Vorsatz kam ihr daher so abgeschmackt und verächtlich vor, daß sie ihn für einen scherzhaften, satyrischen Einfall erklärte.

„Das ist er keineswegs!" sagte der Vater. „Ich fodere dich vielmehr auf, dich an den Zug anzuschließen, und mit einigen zierlichen Worten, die dir so lieblich vom Munde fließen, dem König der Stadt einen Ehrenkranz zu überreichen."

Diese Zumuthung lehnte sie mit freundlichen Worten ab.

„Mädchen, Mädchen!" sprach er mit der feierlichen Stimme eines Propheten: „Der Ehrenkranz, den du dem reichen Hagestolz auf's Haupt setzen sollst, kann dir einen Brautkranz erzeugen."

„Lieber wählt' ich den Todtenkranz!" antwortete sie.

„Du redest wie eine Närrin!" fuhr er auf. „Tausend andere Mädchen, die so wenig Aussteuer zu erwarten haben, als du, würden springen und jubeln, wenn sie Hoffnung hätten, einen Mann zu erobern, der so warm in Golde sitzt. Aber ich kenne dein eitles Hirngespinst; du denkst, das Glück werde dich in den Grafenstand erheben, weil der alte spaßhafte General, der Graf von Donnerfeld, als er vor acht Jahren bei uns im Winterqartier stand, manchmal aus langer Weile, oder wenn er ein Jesuiterräuschchen hatte, mit dir scherzte, und sagte: Du solltest seine Schwiegertochter werden."

Lachend versicherte Louise: sie habe das längst vergessen.

„Das glaub' ich kaum!" sprach der Vater. „Es gefiel dir gar zu wohl, wenn dich der Graf, auf eine höchst übertriebene Weise, mit der Jungfrau von Or=

leans verglich, weil du im Sommer zuvor, als ein Paar ausgehungerte Nachzügler des feindlichen Heeres bei uns plündern wollten, eine Pistole ergriffst, und die feigen Wichte damit über den Krautmarkt und durch die Sperlingsgasse zum Thore hinaus jagtest. Das war freilich von einem zehnjährigen Mädchen, wie du damals warst, eine verwegene That. Darum meinte der alte Degen, du würdest einmal eine Heldenmutter werden, und ihm tapfere Enkel erziehen."

„Nun, das war Getändel mit einem Kinde!" sagte Louise. „Wie könnte mir einfallen, ein Luftschloß daraus zu bauen? Ich weiß ja nicht einmal, ob der Graf, mit dem wir seit jener Zeit aus aller Verbindung gekommen sind, einen Sohn hat oder nicht. Mich hält also wahrlich kein Hirngespinst ab, dem Herrn Knaster einen Kranz zu bringen. Aber ich schäme mich, in seiner Person dem leidigen Gelde zu huldigen. Ist er denn, seitdem er diesen Götzen im Hause hat, verständiger oder edler geworden? — Bedenken Sie das, lieber Vater, und geben Sie den unwürdigen Gedanken auf, sich vor den Geldsäcken des verdienstlosen Mannes zu beugen."

„Ich will's beschlafen, Jungfer Altklug!" sagte der Vater, um nicht weiter über die Sache zu sprechen.

3.

Des folgenden Vormittags erschienen die Herren des Raths und andere Große der Stadt bei dem Bürgermeister in steifer Pracht. Auch er, der über Nacht nicht weiser geworden war, hatte sein Feierkleid angelegt, und der Zug setzte sich sogleich in Bewegung. Die Herren waren sämmtlich zur Eile geneigt, weil sie sich das zweite Frühstück, das sie täglich einzunehmen gewohnt waren, versagt hatten, um der Bewirthung, die sie bei dem reichen Gönner erwarteten, in Fülle genießen zu können.

Herr Knaster, der noch aus alter Gewohnheit seinen Kleinhandel trieb, und sich, wie immer, im Laden befand, sah die stattlichen Männer die Straße herauf kommen, und erschrack um so mehr, da er in seinem alten, mit einem Strick umgürteten Schlafrocke steckte, der aus zahllosen Stücken von verschiedenen Farben zusammengesetzt war. Der bunte Mann floh, um das musivische Kunstwerk seines Schneiders nicht sehen zu lassen; aber schon stand der Bürgermeister auf der Ladenschwelle, und rief: „Bleiben Sie, bleiben Sie, theuerster Freund und Gönner! Wer sich in Sammet

und Goldstoff kleiden kann, der ist auch in Lumpen verehrungswürdig."

Bei dieser ziemlich ungeschickten Schmeichelei brach dem Krämer der Angstschweiß aus. Er glaubte, die Herren hätten sammt und sonders die Absicht, bedeutende Geldsummen von ihm zu borgen. Entschlossen, keinen Heller zu verleihen, öffnete er ihnen das dunkle Ladenstübchen, und nöthigte sie hinein.

Sie wunderten sich im Stillen, daß sie nicht die Treppe hinauf in die Putzstube geführt wurden; doch drückten sie sich mit den freundlichsten Gesichtern in die düstere Klause, wo sie so enge zusammengepfercht standen, daß sogar der wortführende Bürgermeister, indem er an den Halbgott in Lumpen eine hochtrabende Rede hielt, nicht gehörigen Raum hatte, sich dabei so tief zu bücken und so zierliche Handbewegungen zu machen, als er gern gethan hätte.

Der Hochgefeierte stand wie auf Nadeln, und stotterte immer zwischen die Rede hinein: „Machen's doch kein Wesen! Ich bin gar nicht so reich, als man glaubt. Bettel — wahrer Bettel." — Am Ende war er sogar frech genug, zu versichern: er habe sich mit dem Antritt der Erbschaft übereilt und könne dadurch eine tüchtige Schlappe bekommen, indem vielleicht die Masse

mit geheimen Schulden belastet sey, die er nun ohne Gnade und Barmherzigkeit bezahlen müsse.

„O, Sie armer Mann!" scherzte der Bürgermeister. „Ich will mich für Sie aufopfern. Treten Sie mir die Erbschaft ab; ich übernehme die Schulden."

Doch eben so großmüthig schlug der arme Mann dieses Anerbieten aus. Er wolle und müsse, sagt' er, sein Schicksal geduldig erwarten und tragen. Es sey ihm nur schmerzhaft, daß seine lieben Mitbürger, in der irrigen Meinung, er sey ungeheuer reich geworden, mancherlei Erwartungen hegen würden, die er durchaus nicht erfüllen könne. Er müsse vielmehr männiglich bitten, ihn mit jedem, Geld betreffenden Ansinnen zu verschonen. Auch hoffe er, daß der edle, wohlweise Rath so billig und geneigt seyn werde, ihn von allen bürgerlichen Abgaben frei zu sprechen, weil er, wie gesagt, durch die angetretene Erbschaft in höchst klägliche Umstände gerathen könne. Hinterlasse er, wenn sein Stündlein gekommen, noch irgend etwas, es sey viel oder wenig, so wolle er, weil er weder Kind noch Kegel habe, seine liebe Vaterstadt zur Universalerbin einsetzen.

„Herrlicher Mann!" rief der Bürgermeister. „Ich, als Vater und Obervormund unserer guten Stadt, er=

greife dieses großmüthige Versprechen mit beiden Händen, und rufe gegenwärtige Herren zu Zeugen desselben auf.“

Knaster war ein wenig bestürzt, daß ihn der Bürgermeister sogleich beim Worte nahm. Da er jedoch auf keine andere Weise von der ihm äußerst verhaßten Entrichtung der bürgerlichen Abgaben, deren Erlaß ihm auf der Stelle zugesichert wurde, los kommen konnte, so widersprach er nicht, sondern rächte sich nur dadurch, daß er das Gläschen Branntwein, das er dem Bürgermeister und seinem Gefolge zugedacht hatte, zurück behielt, und sie ohne die geringste Labung entließ.

4.

Voraus sehend, daß es so kommen würde, hatte Louise für die hungrig und durstig zurückkehrenden Hofmacher ein gutes Frühstück bereitet. Sie jauchzten bei dessen Anblick, und betheuerten einstimmig: Louise sey eine Prophetin und die klügste Person in der Stadt. Der Bürgermeister ließ, auf Rechnung des künftigen Stadtvermögens, den besten Wein aus seinem Keller auftragen. Knaster's Gesundheit ward getrunken; doch mit stillem Vorbehalt, dem Tode kein Gesetz vorzu=

schreiben, wenn er vielleicht Belieben tragen sollte, den Ehrenmann bald von allen Sorgen dieser Welt zu befreien.

Als die Gesellschaft aus einander getaumelt war, beunruhigte den Bürgermeister die Vorstellung: daß sich Erbschleicher in's Spiel mischen, und die Stadt um das ihr zugesagte Vermächtniß bringen möchten. Er hielt deßhalb für nöthig, den schwachen Mann, der leicht von einem Schlaukopf umgestimmt werden konnte, scharf zu beobachten. In dieser Absicht ging er täglich zu ihm in den Laden, saß plaudernd da vom Morgen bis in die Nacht, und ließ sich nur bisweilen, wenn er dringende Geschäfte hatte, von seinem Vertrauten, dem Stadtschreiber, ablösen.

Aber diese Späher und Wächter mochten dem Krämer nicht gefallen: denn ungefähr nach Verlauf eines Monats schloß er plötzlich seinen Laden, zog sich in's Innerste seines von ihm allein bewohnten Hauses zurück, und begrub sich gleichsam lebendig in ein Hinterstübchen, wo er nicht hörte, oder nicht hören wollte, wenn Jemand an die Hausthür klopfte. Nun war guter Rath theuer, wie es der Bürgermeister, dessen Wohnung entfernt war, möglich machen wollte, die Einsiedelei zu bewachen, da sich doch der Fall denken

ließ, daß Erbschleicher, nach einem verabredeten Meldezeichen, in dunkeln Abendstunden eingelassen würden.

Glücklicher Weise ward ein gegen über liegendes, bequemes Haus feil; der Bürgermeister kauft' es, als nöthiges Wachhaus, auf Unkosten der Stadt, bezog es eiligst, und lag nun immer am Fenster auf der Lauer, ohne jedoch einen verdächtigen Ein- und Ausgang bei dem reichen Manne zu bemerken.

Eines Tages sah er einen wohlgekleideten Fremden die Straße herauf kommen. Ihn begleitete ein Knabe, der ihm Knaster's Haus zeigte. Der Fremdling klopfte mehrmals stark an; doch öffnete Niemand. „Mein werthester Herr," rief der Laurer aus dem Fenster, „Sie bemühen sich vergebens. Herr Knaster — wenn er noch lebt, wie ich in der Tbat nicht weiß — bewohnt ein Stübchen im Hofe, wo er nicht sieht und hört, was auf der Gasse vorgeht. Ich kann Ihnen aber vielleicht Rede und Antwort geben, wenn Sie mir zu sagen belieben wollen, in welcher Angelegenheit Sie ihn zu sprechen wünschen."

Der Fremde war schnell oben. „Ich bin ein Mann von bedeutendem Vermögen," hob er an, „und habe Lust, an hiesigem Orte, der mir sehr gefällt, eine Tuchfabrik vom größten Umfange anzulegen. Nach meinem

Plane soll sie wenigstens dreihundert Menschen beschäftigen, und reichlich versorgen. Zu Begründung einer so in's Große gehenden Anstalt gehört aber ein mächtiges Kapital, das ich nicht sogleich baar in den Händen habe. Ich suche deßhalb einen Mitunternehmer, der ungefähr eine Tonne Goldes beherrscht. Da ich nun zufällig erfahren habe, daß Herr Knaster durch Erbschaft in den Besitz eines sich ungefähr so hoch belaufenden Vermögens gekommen ist, so wollt' ich bei ihm anfragen, ob er wohl gesonnen sey, mit mir in Handelsgesellschaft zu treten. Ich erbiete mich, ihm Zwanzig vom Hundert gerichtlich zu verbürgen."

„Mein hochzuverehrender Herr," sagte der Bürgermeister, indem er aus der goldenen Dose des Fremden eine Prise mit tiefer Verbeugung nahm, „Sie schlagen das Vermögen meines Herrn Nachbars viel zu hoch an. Ich weiß zwar von guter Hand, daß er zwanzigtausend Stück Dukaten baar liegen hat — —"

„Wohl kaum so viel Groschen!" fiel Louise schnell ein, und zupfte den Vater am Schlafrock. „Ein sehr unterrichteter Mann," fuhr sie fort, „versicherte mir: die so viel besprochene Erbschaft sey nicht der Rede werth."

„Das war gewiß ein Neidhart, der das sagte;"

versetzte der Bürgermeister. „Ich weiß genau, daß Knaster zwanzigtausend Holländer unter seinem Dache beherbergt. Doch unter keiner Bedingung, mein werthester Herr, überläßt er sie Ihnen als Hülfstruppen. Er, das ängstlichste Menschenkind unter der Sonne, würde selbst dem Großmogul keinen Dukaten anvertrauen.“

„Der Himmel bewahre mich vor einem solchen Handelsgenossen!“ sagte der Fremde, und ging.

Jetzt fragte der Bürgermeister: „Warum zupftest du mich vorhin am Schlafrock?“

„Weil Sie so ehrlich hin sagten, Papachen, daß unser Nachbar viel baares Gold besitze. Der fremde Mensch kann ja ein Dieb seyn, und herum horchen, wo sich ein guter Fang thun läßt.“

„Das ist nun wieder ein Gespenst deiner Weisheit, die mir nach gerade zur Last fällt;“ brummte der Vater. „Ein Mann, der fünf oder sechs Brillantringe an den Händen trägt — ein Mann, der mir den feinsten Spaniol aus einer goldenen Dose bietet — ein solcher Mann ein Dieb! Das ist mir zum Lachen!“

„Ach, mein gutes Väterchen!“ sagte Louise: „Mancher, der mit Diamantringen und goldenen Dosen

prahlt, ist ein Dieb, und zwar von der großen Gattung, die man nicht hängt, sondern laufen läßt."

5.

In der Mitte der folgenden Nacht sah Louise, von einem ängstlichen Traume geweckt, einen Lichtschimmer aus Knaster's Hause herüber in ihre Schlafkammer blinken. Er verschwand, indem sie ans Fenster eilte; doch nach einigen Minuten blitzt' er wieder auf, und zeigte dunkle, männliche Gestalten, die sich drüben im Zimmer bewegten.

Erschrocken flog das Mädchen an's Bett ihres Vaters, weckte ihn, und sagte: „Um Gottes Willen, stehen Sie auf! In Knaster's Hause sind Diebe."

„Das wär' entsetzlich!" rief er, und ward todtenbleich. „Aber was soll ich thun? Ich darf keinen Fuß aus dem Hause setzen; es könnte mich eine Kugel von drüben herüber auf der Stelle tödten."

Louise, nicht so ängstlich für ihr Leben besorgt, sprang fort, weckte zuförderst den in einer Halle des Rathhauses schlafenden Nachtwächter, klopfte dann den Rathsdiener, einen Schlossermeister, und noch drei andere tüchtige Männer aus dem Schlafe, und führte sie

zu Knaster's Hause. Eine zerbrochene Glasscheibe verrieth, daß die Diebe durch ein Fenster im ersten Stock, den ein langer Mann von der Straße hinauf mit der Hand erreichen konnte, eingestiegen waren.

Der Schlosser rasselte mit seinen Dietrichen, um die Thür zu öffnen. Plötzlich ward oben ein Fenster aufgerissen, ein schwarzer Kerl sprang heraus, stürzte in des Rathdieners ausgebreitete Arme, und riß ihn mit sich zu Boden. Noch rangen sie miteinander im Straßenmoor, als ein zweiter Rabe aus dem Fenster flog, einen unsanften Fall auf die Erde that, sich aber schnell wieder aufraffte, und entwischen wollte; doch schon von zwei handfesten Männern am Kragen gefaßt und fest gehalten, mußte er sich ergeben, und ward nebst dem andern, vom Rathsdiener überwältigten Raubvogel, den Louise, als den vorgeblichen Tuchfabrikanten, erkannte, in's Gefängniß geführt.

Knaster's inwendig verriegelte Thür mußte aufgesprengt werden. Louise lief die Treppe hinauf, um zu sehen, ob der unglückliche Mann, der sich weder am Fenster zeigte noch sonst im Hause regte, wohl gar von den Räubern ermordet worden sey. Sie fand ihn auf seinem Bette, mit gebundenen Händen und Füßen und einen Knebel im Munde. Schrecken und Angst

hatten ihn dergestalt zermalmt, daß er dem Tode nahe schien. Louise befreite ihn von den Banden, und wollte nun seinen kläglichen Zustand ihrem Vater melden. Dieser aber hatte sich, nachdem er zu Hause hinter den Vorhängen ein stiller und vorsichtiger Zeuge der Verhaftung des Diebsgesindels gewesen war, bereits auf den Weg gemacht, und kam eben die Treppe herauf. Als er sah, daß Knaster, dem Anschein nach, in den letzten Zügen lag, lief er, ohne mit Beileids- und Trostworten einen Augenblick zu verlieren, wieder davon, um den Stadtschreiber und die sämmtlichen Rathsherren zur Fertigung eines rechtsbeständigen Testaments zusammen zu rufen. Sie hoben sich, da ein so ersprießliches Werk gethan werden sollte, mit größter Bereitwilligkeit aus den Federn, und eilten zum Bette des Kranken.

Dieser hatte schon die Sprache verloren. Er gab nur, als man ihn auffoderte, seinen letzten Willen zum Besten der Stadt zu erklären, ein zweideutiges Lallen von sich. Man wußte nicht, ob es Ja oder Nein heißen sollte. Aber der schlaue Bürgermeister brachte den Kopf des Kranken, indem er ihm das Kissen zurecht rückte, so geschickt in Bewegung, daß Alle fröhlich ausriefen: „Er nickt! er bejaht!“ —

Indem der Stadtschreiber das Testament in gehöriger Form niederschrieb, kratzte der Erblasser, wie Geld zusammenstreichend, mit den Händen auf dem Deckbette, und gab während dieser letzten Lieblingsübung seinen schwachen Geist auf.

Einige Rathsglieder wollten nun sogleich mit roher Hast die vorhandenen Schätze aufsuchen. Des Bürgermeisters feineres Gefühl ließ es aber nicht geschehen. Er drückte das Gerichtssiegel auf die Thüren des Trauerhauses, und ersuchte die Schatzgräber, sich bis den folgenden Tag zu gedulden.

Man fand beinahe hunderttausend Thaler in Gold, Silber und Staatspapieren. Das Alles ward von dem Bürgermeister in Verwahrung genommen.

6.

Dieser nicht ganz unwürdige, nur oft übel berathene Regent war vormals Buchbinder in einer großen Stadt gewesen, hatte besonders für eine ansehnliche Leihbibliothek gearbeitet, und aus Romanen und Schauspielen, während des Falzens und Heftens derselben, den Honig zierlicher Redensarten, wie eine Biene, gesammelt. Nachher bewog ihn eine vortheilhafte Heirath, sich in

Temperlitz, der Vaterstadt seiner Braut, niederzulassen. Hier, wo Niemand las, noch weniger Bücher kaufte, war mit seiner Kunst (denn wer sie ein Handwerk nannte, beleidigte ihn) kein Glück zu machen. Um sie jedoch nicht ganz aufzugeben, bezog er die nächsten Jahrmärkte mit Gesangbüchern, Bibeln und Fibeln. In spätern Jahren, da man ihn, wegen seiner Wohlredenheit, zum Rathsherrn, und bald darauf zum Bürgermeister gewählt hatte, hielt er jene Meßreisen unter seiner Würde, und widmete sich nun bloß seinen öffentlichen Stadtämtern, die ihm so viel einbrachten, daß er sehr anständig leben konnte.

In den Regierungsgeschäften des Bürgermeisteramtes war der Stadtschreiber Flink seine rechte Hand. Dieser kleine, niedliche Mann, der an Fest- und Ehrentagen ein rosenfarbenes Kleid und einen überaus großen Haarbeutel, mit einer auf der Brust ruhenden Bandschleife (**Postillion d'amour**) trug, war in seiner Jugend ein Abenteurer, der sich in verschiedenen Fächern versuchte. Von der Schule lief er unter die Soldaten, und ward, da seine Gnomengestalt in Reih' und Gliede nicht zu brauchen war, wohlbestallter Querpfeifer. Er hatte sich jedoch kaum zwei oder drei Mal bei'm Zapfenstreiche mit Beifall hören lassen, als sein

Vormund, wie ein heftiges Donnerwetter, in der Garnisonstadt ankam, und den Landläufer, den das Regiment gern wieder laufen ließ, auf die Schulbank zurück stürmte.

Das Jahr darauf bezog der Kleine die Universität, mit dem frommen Entschluß, sich zu einem Geistlichen zu bilden. Weltliche Gedanken erweckte jedoch bald wieder in ihm eine junge Schauspielerin, die er auf der Bühne eines Badeortes sah, und so liebreizend fand, daß er, um ihr immer nahe zu seyn, sogleich nach der Vorstellung das Oberhaupt der wandernden Gesellschaft ersuchte, ihn als Mitglied auf- und anzunehmen.

Mit großen Augen maß der Gebieter den kurzen Weg von Flink's Kopfe bis zu den Füßen, und sagte: „Wohlan! ich genehmige Ihren Wunsch, unter meiner Fahne zu dienen. Doch unter den Bedingungen: daß Sie nicht auf Heldenrollen Anspruch machen, und eher keinen Gehalt begehren, bis Sie sich als ein braver Künstler gezeigt und bewährt haben, und zu drei verschiedenen Malen von den über Ihr Spiel entzückten Zuschauern heraus gerufen worden sind.“ — Flink dachte: sein Genie, von dem er die größten Vorstellungen hatte, werde ihn bald zu einem zweiten Garrick

erheben, und wie dieser König der Mimen klein von Person war, und dennoch alle Hauptrollen spielte, so werde sie das Publikum auch von ihm, dem Direktor zum Trotz, mit Sturm fodern. Das Herausrufen, meint' er, könne sonach nicht fehlen. Und wolle das damit sehr freigebige Publikum allenfalls gegen ihn knausern, so dürfe er nur irgend einem kecken Burschen ein Freibillet schenken; der rufe dann aus Dankbarkeit: „Flink heraus!" und der ganze große Papageienbauer rufe das nach.

Mit so freudiger Hoffnung erfüllt, bequemte sich der verliebte Student unbedenklich zu jenen Bedingungen, ward der versammelten Truppe, als neues Mitglied, vorgestellt, und bemühte sich auf der Stelle, der schönen, jungen Schauspielerin durch zärtliche Blicke zu verstehen zu geben, daß sie es sey, die ihn vom Wege zur Kanzel abgelenkt und auf die Breter gelockt habe. Aber das schnöde Mädchen achtete den kleinen Amadis weder jetzt noch jemals; und so oft er sich auf der Bühne sehen ließ, ward er ausgepfiffen und ausgetrommelt. Als diese Musik einige Monate gedauert hatte, setzte der Schauspieldirektor dem unnützen Gesellen den Stuhl vor die Thür, und jagte ihn fort.

Er begab sich nun wieder auf die Universität. Aber

besorgend, daß man ihm, dem abgedankten Schauspieler, sein Leben lang keinen Predigerstuhl einräumen werde, sattelt' er um, und warf sich der Themis in die Arme, weil diese Göttin mit verbundenen Augen weniger bedenklich in der Wahl ihrer Priester zu seyn pflegt. Kurz, er ward Jurist, und lernte gerade so viel, als er zum Stadtschreiberdienstchen in Temperlitz nothdürftig brauchte.

Kaum dort angekommen, umflog er, wie ein Schmetterling, die Blume des Städtchens, Louisen, und behelligte sie bald mit einer Liebeserklärung; sie wies aber den rosenfarbenen Gecken schnell und entscheidend zur Ruhe. Dagegen gelang es ihm durch Schmeichelei und Aufschneiderei, des Vaters Günstling und hochbetrauter geheimer Rath zu werden. Was er sagte, hatte volles Orakelgewicht. Alle seine Rathschläge, so albern sie auch meistens waren, wurden bewundert, gebilliget und mit Amtsgewalt durchgesetzt.

7.

Am Morgen nach der unruhigen Nacht besprach sich der Bürgermeister mit ihm über Knaster's Begräbniß, das mit fürstlicher Pracht veranstaltet werden sollte.

„So heischt es die Pflicht der Dankbarkeit;“ sagte Flink. „Es wäre zu gemein, den Sarg, bei hellem Tage, plumpen Trägern aufzuladen, die in ihren fuchsrothen, zerfetzten Mänteln wie Vogelscheuchen aussehen, und wie Enten einher watscheln. Was hätte dann der Wohlthäter der Stadt vor jedem Vetter Michel voraus? Nein, ihm gebührt ein mit sechs schwarzbehangenen Pferden bespannter und mit funfzig Fackeln umgebener Leichenwagen, der sich in der Stunde der Mitternacht langsam und feierlich durch die Straßen bewegt.“

„Aber wo nehmen wir her, was zu diesem Gepränge gehört?“ fragte der Bürgermeister.

„Wir haben ja eine große Handelsstadt in der Nähe!“ antwortete Flink. „Sie liefert uns Fackeln und schwarzes Tuch. Ein Wagen, den wir damit bekleiden können, wird sich hier finden.“

„Und ist schon gefunden!“ fiel der Bürgermeister ein. „Im Rathsschoppen steht seit mehreren Jahren ein auf Rädern ruhender Kasten, der vormals einem mit wilden Thieren herumziehenden Italiener gehörte. Seine Menagerie bestand nur in einigen Affen und einem alten Eisbären, der nicht mehr zu Fuß gehen konnte, und daher in gedachtem Kasten zu reisen pflegte. Er starb aber hier, und wahrscheinlich vor Hunger, weil ihn sein

armer Herr nicht zu sättigen vermochte. Wir Rathsglieder und die andern öffentlichen Beamten hatten, nach altem, löblichen Herkommen, freien Eintritt, und das übrige Völklein begnügte sich, um den mit Bretern verschlagenen Schauplatz herum zu schleichen, und den Bären brummen zu hören. Der arme wälsche Teufel hatte folglich wenig oder gar keine Einnahme, und mußte, da er die schuldigen Abgaben an die Rathskämmerei nicht entrichten konnte, den Reisewagen des verstorbenen Bären zum gerichtlichen Pfande hier lassen."

„Der kommt uns jetzt trefflich zu Statten;" sagte Flink. „Ein Thierkasten, schwarz ausgeschlagen und schwarz überzogen, gibt einen prächtigen Leichenwagen."

„Ich überlasse die ganze Anordnung Ihrem guten Geschmack, mein Bester!" sprach der Bürgermeister. „Und zur Belohnung Ihres Geschäftsfleißes und rühmlichst erprobten Diensteifers werde ich dafür sorgen, daß Sie aus der Erbschaftsmasse eine ansehnliche Gehaltszulage bekommen."

Flink küßte, Trotz aller Gegenwehr, die Hand des großmüthigen Gönners, tanzte nach Hause, und verschrieb Fackeln, Tuch, Trauerflor; alles in überflüssiger Menge. Es war ja Geld genug da! Auch berief er aus der Handelsstadt einen Tapezierer und einen Ge=

remonienmeister. Jener bekleidete die Wände des Zimmers, wo die Leiche zur Schau stehen sollte, schnell und zierlich mit schwarzem Tuch. Als man ihn aber in den Schoppen führte, und gleichartige Umhüllung des Bärenkastens von ihm verlangte, nahm er dieß Ansinnen übel, und wollte sich zu dem entehrenden Geschäfte, wie er es nannte, nicht verstehen. Er ließ sich erst dann dazu bewegen, als der Bürgermeister selbst die erste Hand, wie bei'm Bau eines Galgens, anlegte.

Indessen arbeitete Flink an einer poetischen Standrede, die er am Grabe halten wollte, und hatte daneben oft mit dem Ceremonienmeister und einem Blechschmiede geheime Verhandlungen, die Jedermann neugierig machten.

Gegen Mitternacht führten sechs alte, mit schwarzen, bis zur Erde reichenden Decken behangene Ackerpferde den Leichenwagen an's Trauerhaus, und die zur Beleuchtung des Zuges bestimmten funfzig Fackeln wurden angezündet. Siehe, da zog eine glänzende Erscheinung die Straße herauf! Ein Ritter in einem silberblinkenden Harnisch auf einem Rosse, dessen Kopf und Schweif mit bunten Federbüschen geschmückt waren. Als er näher kam, erkannte man ihn, ob er gleich das Visier seines Helmes geschlossen hatte, an seiner kleinen Ge-

stalt: es war Herr Flink in einer blechernen Rüstung. Das Pferd, das er ritt, sollte das sogenannte Freudenpferd vorstellen, das vormals bei feierlichen Beerdigungen großer Herren selten oder nie fehlte. Den gewöhnlichen Gegenfüßler desselben, das Trauerpferd, sah man auch hier. Schwarz behangen und den altergrauen Kopf freiwillig zur Erde senkend, ward es von zwei Chorknaben, die man wegen ihrer schwarzen Mäntel dazu gewählt hatte, dem Freudenpferde nachgeführt, oder vielmehr nachgeschleppt. Jenes sollte den Zug eröffnen, dieses dem Sarge folgen. Von der Decke des Leichenwagens, wo man bisweilen Feldherrnstäbe, Degen, Sporen und Orden sieht, hingen an beiden Seiten die Schalen der von dem Seligen viele Jahre lang gebrauchten, blank gescheuerten Gewürzwage herunter.

Als nun alle Menschen und Thiere, die zur Prozession gehörten, beisammen waren, wollte man den mit Zierathen überladenen Sarg in den Bärenkasten schieben. Indem man aber die Hinterthür öffnete, erhob sich drinnen von der entgegen gesetzten Seite ein grausenhaftes Brummen, das Jedermann, der es hörte, in Schrecken setzte. Man glaubte, das Gespenst des Bären, der vormals auf Reisen darin gewohnt, hause in der finstern Höhle, und wolle den unrechtmäßigen Ge=

brauch seines Wagens nicht dulden. Die Träger des Sarges bebten mit ihrer Last zurück, und Niemand hatte Muth, sich dem Kasten zu nahen, und den Urheber des fortdauernden Gebrummes zu beschwören. Bei diesem allgemeinen Zagen vermißte man die beherzte Louise, die zu einer Freundin auf's Land gegangen war, um von den abgeschmackten Feierlichkeiten, die sie fruchtlos getadelt und widerrathen hatte, nichts zu sehen und zu hören.

Der blecherne Don Quixote faßte sich endlich, auf seinen Panzer trotzend, ein Herz, spornte seinen Gaul an die Mündung der Bärenhöhle hinan, und rief: „Heraus, du Teufel, heraus!" Der Teufel kam aber nicht. Er brummte nur noch stärker und gräßlicher, daß allem Volke die Haare zu Berge stiegen.

Um Rittermuth zu zeigen, wiederholte Flink die Beschwörung, und stocherte mit der Lanze in's schwarze Nest. Plötzlich fuhr ein grauhaariges Ungethüm heraus. Das Freudenpferd that einen Sprung, der dem Reiter keine Freude machte: denn er flog aus dem Sattel, und fiel rasselnd und prasselnd, wie eine blecherne Trommel, auf's Steinpflaster hin. Die Fackelträger zerstreuten sich wie Irrwische, nach allen Seiten. Niemand war entschlossen genug, das graue Unge-

heuer, das auf zwei Beinen davon lief, aufzuhalten. Erst nachher erfuhr man, daß ein halbverrückter, in Temperlitz einheimischer Mensch der Popanz gewesen war. Er hatte sich in eine alte Wildschur eingenäht, und war, nach Einbruch der Nacht in den Kasten gekrochen, um seinen geliebten Mitbürgern ein lustiges Schrecken einzujagen.

Nach diesem tragikomischen Zwischenspiele rückte der Leichenzug ohne weiteres Hinderniß von der Stelle. Doch lauerte noch ein bedeutendes Unglück im Hinterhalte. Ein verzagter Schneider, dem man eine Fackel aufgedrungen hatte, fürchtete sich vor dem gefährlichen Dinge. Als man vor's Thor kam, war die Pechstange schon über die Hälfte verlodert. Nun glaubte der Feigling, das Feuer werde ihm sogleich auf die Nägel brennen. Unglücklicher Weise erlaubte sich ein Windstoß die Neckerei, ihm die Flamme ein wenig nach dem Gesichte zu treiben. „Au weh! ich verbrenne!“ schrie das Schneiderlein, und warf die Fackel hoch in die Luft, ohne zu sehen, wo sie ihr Unterkommen finden würde. Sie flog auf das niedre Schindeldach einer Hütte, worin der Todtengräber und der Nachtwächter einträchtig wohnten. Das bemerkte Niemand, weil der Flammenschleuderer gerade der letzte

Fackelträger war, und das Volk, wie blind und toll, nach dem Kirchhofe stürzte, um des Freudenritters poetische Standrede nicht zu versäumen.

Sie ward gehalten; doch mag sie ungedruckt bleiben, um nicht Wasser in's Meer schlechter Verse zu tragen.

Feuergeschrei fiel dem Redner in's letzte Wort. Die von dem Schneider verwahrlosete Hütte stand in Flammen, und brannte ohne Rettung nieder.

Das vom Kirchhofe zurückkehrende Volk murrte laut über das unnütze Getändel mit Fackeln, wodurch ein öffentliches Gebäude eingeäschert worden sey, dessen Wiederbau der Bürgerschaft schweres Geld kosten werde. „Keinen Heller, ihr lieben Leute!" rief der Bürgermeister. „Nach wenigen Monaten soll hier ein Phönix aus der Asche erstehen: ein Prachtgebäude, das unserer guten Stadt Ehre machen wird."

8.

So wußte man doch gleich, wie man einen Theil von Knaster's hinterlassenem Golde mit Anstand unter die Leute bringen sollte. Der unvorsichtige Brandstifter ward deßhalb, weil er eine so schickliche Gelegen=

heit dazu an die Hand gegeben hatte, mit aller Strafe verschont.

Vor allen Dingen foderte der Bürgermeister von seinem Orakel einen Entwurf zu dem neuen Pallaste. „Wollen Sie, nach Ihrer löblichen Art," sagte Flink, „den Bürgern Wort halten, und ein wirkliches Prachtgebäude veranstalten, so dürfen Säulen daran nicht fehlen. Man hat, wie bekannt, fünf Säulenordnungen: die toskanische, römische, dorische, jonische und korinthische."

„Welche ist denn die beste?" fragte der Bürgermeister.

„Das ist Geschmacksache;" antwortete Flink.

„Nun so wähl' ich blindlings die korinthische;" sagte Jener. „Und wissen Sie, warum? — Weil der Ehrenmann, von dem wir das Geld zum Bau haben, mit Korinthen gehandelt hat."

Flink machte ein zweideutiges Gesicht. Er wußte nicht, ob Einfalt diesen Entscheidungsgrund aussprach, oder ob er ein witziges Wortspiel seyn sollte. Es schien ihm bedenklich, sich eine Erklärung darüber auszubitten. Er verschrieb also getrost einen Baumeister, unter der Bedingung: daß er sich auf die korinthische Säulenordnung vollkommen verstehe.

Der Architekt kam, wunderte sich aber nicht wenig,

als man ihm den Antrag machte, für den Todtenbettmeister und den Nachtwächter des Orts ein schönes Haus mit korinthischen Säulen zu bauen, und einen Todtenkopf und ein Kuhhorn, als Attribute der künftigen Bewohner, über der Thür anzubringen. Das Alles dünkte ihm freilich sehr albern; doch da ihm die Ehre seiner Kunst nicht sonderlich am Herzen lag, und er überdieß eine anlockende Gelegenheit vor sich sah, reiche Dümmlinge zu schröpfen, so übernahm er den Auftrag.

Verschiedene damals lebende Zeitschriften, die ihre Leser gern mit lustigen Erzählungen von dummen Streichen und Narrheiten unterhielten, waren indessen geschäftig, das merkwürdige Leichenbegängniß nach allen vier Winden auszuposaunen. Sie thaten das im Tone der gewöhnlichen Ironie, die den Spott hinter Lobeserhebungen versteckt. Solche Tücke nicht ahnend, konnten sich die guten Herren in Temperlitz, besonders der Bürgermeister und sein geheimer Rath, an jenen Zeitschriften nicht satt lesen. Sie unterzeichneten darauf, und ließen sich die einzelnen Blätter mit der reitenden Post kommen, um ihren Ruhm so schnell als möglich verkündet zu sehen. Da fanden sie denn auch bald eine lobpreisende Erwähnung des Hauses mit korinthischen

Säulen. Der schalkhafte Lobhudler stellte den Magistrat von Temperlitz allen Potentaten der Welt zum Muster vor, und foderte sie auf, für ihre Unterbeamten eben so väterlich und ehrhaft zu sorgen, und nicht bloß Staatsminister und Günstlinge mit Pallästen zu beschenken.

Der Bürgermeister war nun immer heißer darauf erpicht, sich durch Prachtbaue berühmt zu machen. Er wollte das alte Rathhaus niederreißen lassen, und einen Marmorpallast dafür hinstellen. Diesen erhabenen Gedanken gab er jedoch seufzend auf, als der Kostenanschlag zu hoch ausfiel. Die Ausführung des großen Planes wäre nur dann möglich geworden, wenn noch ein halbes Dutzend reiche Knasterbärte die Stadt zur Erbin eingesetzt hätten. Das mußte der theure Mann in Geduld erwarten, und sich indessen damit begnügen, dem schwarzen, verwitterten Steinklumpen ein neues Kleid von künstlichem, aus Gyps bereiteten Marmor fertigen zu lassen; denn auf Marmor war er nun einmal versessen. Auch zwei korinthische Säulen an der Pforte durften nicht fehlen. Sie trugen einen Altan, von welchem künftig obrigkeitliche Mandate verlesen und Reden an das Volk gehalten werden sollten. Das Versammlungszimmer des hohen Raths ward mit sei-

denem Damast ausgeschlagen. Der prachtliebende Bauherr ließ sogar die Gefängnisse ausmalen. Ein so freundliches Stübchen glaubte er vielleicht dem noch verhafteten Tuchfabrikanten schuldig zu seyn, weil durch dessen Raubversuch der Besitz der Erbschaft beschleunigt wurde. Aber der Schuft war so undankbar, daß er, indem der Maler bei ihm ein- und ausging, entwischte.

9.

Auf solche Weise war der Schatz, den man leicht gewonnen, schon halb zerronnen, als die übrigen Rathmänner, die bisher der eigenmächtigen Vergeudung des Bürgermeisters ruhig zugesehen hatten, darüber zu murren anfingen, und ihn einmal in voller Versammlung nachdrücklich ermahnten, seine Bausucht hinfort im Zaume zu halten.

„Sie sind allesammt keine Freunde der schönen Künste, meine Herren;" versetzte der Bürgermeister; sonst würden Sie die mit sehr mäßigen Kosten bewirkte Verschönerung unserer Stadt eher loben als tadeln. Es wäre noch viel zu thun, wenn wir uns einen unsterblichen Namen erwerben wollten. Da müßten wir die Stadt mit neuen Mauern umgeben, müßten prächtige

Thore bauen, einige Thürme, ein Schauspielhaus — —"

„Ein Narrenhaus! ein Narrenhaus!" schrie, mit einem Donnerschlage auf den Tisch, der jüngste Rathsherr, der Grobschmid Plebs.

„Sachte, sachte, mein werther Herr Kollege!" sagte der Bürgermeister. „Ein Narrenhaus wäre freilich nöthig, für uns selbst nöthig, wenn wir nicht als vernünftige Männer mit einander umgehen, und das Beste der Stadt ohne Zwist und Groll in Berathung ziehen wollten. Ich meines Theils liebe den Frieden, und will Ihren Wunsch erfüllen, indem ich mich in der Folge mit dem öffentlichen Bauwesen nicht weiter befasse."

„So recht!" rief Plebs. „Treten Sie nur nicht wieder auf die Hinterbeine!"

„Die hab' ich, Gott sey Dank, nicht;" erwiederte der Bürgermeister; „sonst müßte ich mich in der That, wenn ich Ihnen einmal nicht gehorchte, vor Ihrem Nothstalle fürchten. — Doch Scherz bei Seite! Sie ließen mich vorhin nicht ausreden; ich konnte daher nicht sagen, was ich schon auf der Zunge hatte: daß ich mir nämlich noch die Ausführung zweier Werke vorbehalte. Das Eine ist ein der Stadt sehr nöthiger und nützlicher steinerner Brunnen, der mitten auf dem Markte stehen, und den Namen Knasters-Brun-

nen erhalten soll; das Zweite eine Bildsäule des Ehrenmannes, auf einem freien, mit Pappeln umpflanzten Platze in der Vorstadt."

„Der Brunnen mag allenfalls gelten;" sprach der Grobschmid. „Aber wozu die Puppe?"

„Um ein Denkmal der Dankbarkeit zu errichten, und Knaster's Bild unsern Nachkommen zu erhalten."

„Was scheren uns die Nachkommen!" rief Plebs „Und soll und muß ihnen das alte Fratzengesicht aufbewahrt werden, so kanns am Brunnen geschehen. Ich sah auf meiner Wanderschaft in vielen großen Städten prächtige Brunnen mit steinernen Puppen, denen das Wasser aus dem Maule lief. So können wir auch den seligen Herrn auf den Brunnen stellen, und ihn ein Gleiches thun lassen."

Flink, der an einem Nebentische saß, zerstampfte vor Aergerniß seine Feder, und winkte dem Bürgermeister mit den Augen, den einfältigen Grobian recht abzutrumpfen. Der Regierende sagte jedoch sanft und zierlich: „Es dünkt mich etwas unschicklich, den edlen Mann, der die Stadt so reichlich mit Golde bedachte, zu einer ewigen Wasserspende zu verurtheilen."

„Das paßt eben recht!" entgegnete der Widersacher. „Sein Gold wird uns zu Wasser gemacht."

Der Bürgermeister würdigte diesen neuen Angriff keiner Antwort, und beschloß im Stillen, den Brunnenbau aufzugeben, damit jener ungereimte Vorschlag nicht weiter auf die Bahn gebracht werden konnte. Aber das Standbild ward heimlich bestellt und nach einem lebensgroßen Gemälde bearbeitet, das sich in Knaster's Verlassenschaft gefunden hatte. In einem rothen, breiten Rocke, saffrangelben Unterkleidern, einem Stutzperückchen und großen, dreieckigen Hute, stand er da, und sah scharf auf eine in der Hand haltende Wage, um seine Gewissenhaftigkeit im Handel zu bezeichnen. In dieser Gestalt ward er aus Holz gebildet.

10.

Als das fertige Kunstwerk, mit grauer Steinfarbe überzogen, in Temperlitz angelangt war, ließ es der Bürgermeister bei Nacht im Versammlungszimmer des Raths aufstellen, um des folgenden Tages seine Herren Amtsbrüder damit zu überraschen, und die harten Reden und Vorwürfe, die er von ihnen über den neuen, unbewilligten Griff in den Erbschaftsseckel zu erwarten hatte, gleich mit einem Male zu verschlucken. Stutzend trat Einer nach dem Andern in's Zimmer. Der

Erste fuhr zurück, als säh' er ein Gespenst, und sagte dann verdrießlich: „Was Sie einen aber auch mit dem hölzernen Peter erschrecken, Herr Bürgermeister!" Dem Zweiten und Dritten ging es nicht besser; denn die Männer in Temperlitz hatten fast alle, da sie wenig hinter dem Ofen hervor gekommen waren, die Eigenheit, sich über jede nur einiger Maßen bedenkliche Erscheinung zu entsetzen, und wie Kinder zu fürchten.

Endlich kam Herr Plebs, der Cyklob. Mit dem Hut auf dem Kopfe, blieb er auf der Thürschwelle stehen, gaffte das Standbild an, stampfte mit dem Stock auf den Boden und sagte: „Na, so haben wir alten Kinder denn doch eine Puppe! Aber der Steifmatz hat ja gar kein Ansehen. Grau, wie ein Esel, kann er doch nicht bleiben. Er muß von der goldenen Huttresse bis zu den silbernen Schuhschnallen bunt gemalt werden, wie er leibt' und lebte, und an hohen Festtagen stattlich zur Kirche ging."

„Davor bewahr' uns der gute Geschmack, lieber Herr Amtsbruder!" sprach der Bürgermeister. „Wir würden uns damit lächerlich machen."

„Ja wohl!" sagte der Stadtschreiber, und setzte, um mit einem gelehrten Worte zu prahlen, noch hinzu: „Es wäre durchaus nicht ästhetisch."

„Theetisch?“ fragte Plebs, und sah ihn grimmig an. „Was faseln Sie von einem Theetisch? — Sie sind ein Theekessel, und haben hier kein Recht, sich mausig zu machen. Sie sind nicht Rathmann, sind nur Rathsschreiber, und schweigen, bis man Sie fragt.“

„Sehr gern!“ erwiederte Flink. „So trifft es mich auch nicht, wenn die Herren des Raths ausgelacht werden.“

„Ho! ho!“ rief Plebs. „Ich habe Haus und Hof, und die fallen deßhalb nicht zusammen, wenn auch an einem Theetisch über mich gelacht wird. Ich stimme daher für's Bemalen der Puppe, und meinen Herren Kollegen seh' ich's an, daß sie mir nachfolgen werden.“

Die einfältigen Männer sagten auch richtig Ja, weil sie sich theils vor der Grobheit des Cyklopen fürchteten, theils selbst das Bunte liebten. Der Bürgermeister saß also verlassen da, und mußte, seinem bessern Geschmack zum Trotz, bewilligen und versprechen, die graue Puppe (denn anders nannten Plebs und sein Anhang die Statüe nicht) roth, gelb, schwarz und so weiter, wie Knaster gemalt war, anstreichen zu lassen.

„Aber unserere muthwillige Jugend wird sie bald mißhandeln und verstümmeln, wenn sie im Freien steht;“ sagte ein Rathmann.

„Allerdings muß sie bewacht werden," antwortete der Bürgermeister. „Ich habe schon überlegt, wie wir das anstellen, und uns zugleich Gelegenheit verschaffen, ein wohlthätiges Werk zu thun. Wir haben in unserer Stadt zehn oder zwölf ganz verarmte Bürger, die ihre Blöße nicht mehr bedecken können. Denen lassen wir gleichfarbige Röcke machen, und sie nach der Reihe, gegen einen geringen Lohn, das Standbild bewachen."

„Nun ja, so haben wir Stadtsoldaten, wie der Rath in Leipzig;" sagte Plebs. „Ich erleb's noch, daß der Herr Bürgermeister eine Armee auf die Beine bringt, und dem Kaiser in's Land fällt."

Man lachte; dennoch ward des Bürgermeisters Vorschlag durch Mehrheit der Stimmen angenommen, weil er den Glanz eines guten Werkes hatte, und es das Erste war, das aus der Erbschaftskasse hervorgehen sollte.

11.

So war denn der Bürgermeister, nach vielen Mühsalen und Kränkungen, endlich so weit gekommen, daß er die Errichtung des Standbildes öffentlich und ohne weitern Widerspruch betreiben konnte. Er ließ den

dazu bestimmten Platz ebenen, den erkorenen Hütern desselben ihre Dienstkleider anmessen, und den grauen Knaster mit bunten Oelfarben überstreichen, wie es die weisen Herren des Raths verlangten.

Die Aufstellung der Statüe sollte mit großer Feierlichkeit geschehen. Der Bürgermeister wählte dazu Knaster's Geburtstag, und machte in verschiedenen Zeitungen weit und breit bekannt, daß an diesem Tage jenes Denkmal eingeweiht und nachher ein solennes Vogelschießen gehalten werden solle. Zu diesen Festlichkeiten lud er, im Namen des Magistrats, alle Welt ein, und versicherte, daß sich Obrigkeit und Bürgerschaft beeifern würden, jedem werthen Fremdling den Aufenthalt in Temperlitz angenehm zu machen.

Dieser Ausruf blieb nicht ohne Wirkung. Es kamen schon am Vorabende des Festes zahllose Fußwanderer an; am folgenden Morgen auch Gesellschaften zu Roß und Wagen. Es war ein schöner, heiterer Tag in der Mitte des Sommers.

Gegen Mittag begab sich der Magistrat mit steifen, langsamen Schritten und würdevollen Geberden, vom Rathhause nach der Ebene, wo das Standbild schon aufgestellt, aber noch verhüllt war. Dort angekommen, schoß Herr Plebs, der mit Feuergewehr gut umzugehen

wußte, eine Pistole ab, um damit, in Ermanglung einer Kanone, das Zeichen der Enthüllung zu geben. Der Vorhang ward schnell hinweg gezogen; die gedrängt umher stehende Volksmenge brach in ein Jubelgeschrei aus, klatschte mit den Händen, warf Hüte und Kappen in die Luft, und schrie: „Vivat hoch!"

Der Bürgermeister ließ das Volk eine Weile so lustig toben. Dann gebot er Stille, und begann folgende, beinahe von Erschaffung der Welt anfangende Rede:

„Nach Stand und Würden hoch- und werthgeschätzte Herren, liebe Mitbürger und Freunde!"

„Die Kunst der Bildnerei ist eine Tochter der grauesten Vorzeit, des dunkelsten Alterthums. Zuerst formte man Götzenbilder aus Töpferlehm oder Thon. Schon Laban, den wir aus dem ersten Buche Mosis kennen, hatte dergleichen Hausgötter, die ihm seine Tochter Rahel stahl, als sie mit Jakob, ihrem Manne, aus dem Lande zog. In spätern Zeiten schuf man Bilderwerke aus Stein, Erz und —"

Das Wort „Holz," das er hinzu setzen wollte, starb ihm auf der Zunge, weil alle seine Zuhörer plötzlich ihre Augen von ihm ab und nach der Heerstraße wandten, wo Posthörner aus einer dicken Staubwolke

heraus schmetterten, und ein Reiter mit rástlosem Peitschenknall voran sprengte. Er trug ein rothes, mit Gold verbrämtes Koller, einen Helm mit hohem Federbusch, und große Kourierstiefeln. „Platz da! Platz da!" schrie er, und jagte mit erhobener Peitsche das staunende Volk aus einander. Zwei Wagen, der eine mit sechs, der andere mit vier Postpferden bespannt, flogen hinter ihm her, und hielten am Festplatze. Ein Mohr, der sich mit einigen andern Dienern auf dem ersten Wagen befand, und die anwesenden Kindlein in Furcht und Angst setzte, öffnete den Schlag. Zwei Herren traten heraus: ein Mann von gesetztem Alter, und ein schöner, wohlgewachsener, blühender Jüngling, mit einem Stern auf der Brust. Dem zweiten Wagen entstiegen ebenfalls zwei junge Männer, die Jenen, als er nach dem Standbilde hinschritt, mit Ehrerbietung begleiteten.

„O Himmel! ein Prinz mit Gefolge!" murmelte der Bürgermeister, mit erbleichtem Antlitz und zitternd an allen Gliedern. „Ich muß ihn mit einer Anrede empfangen. Herr Stadtschreiber, stehen Sie mir bei! Mich verlassen meine Gedanken."

So flüsternd, trat er mit bebenden Schritten dem Ordensherrn entgegen. Flink, ihm auf der Ferse fol-

gend, versteckte sich hinter der breiten Gestalt, und wisperte seinem Vormann, nachdem sich dieser einige Mal bis auf die Erde gebückt hatte, behutsam zu: „Durchlauchtigster Prinz, gnädigster Herr!“

Der Bürgermeister wiederholte diese Worte laut, und horchte zugleich, wie ein Schauspieler, der seine Rolle nicht gelernt hat, auf weitere Unterstützung seines Einbläsers. Aber der Ordensherr winkte mit der Hand, und sagte huldreich: „Bemühen Sie sich nicht! Wer sind Sie?“

„Der Bürgermeister — der unterthänigste Bürgermeister des Orts, der heute das Glück hat — —“

„Sie sind,“ fiel Jener schnell ein, „in einer festlichen Handlung begriffen. Ich bitte, fahren Sie fort, ohne sich durch meine Ankunft stören zu lassen.“

Krebsgängig zog sich der Bürgermeister mit vielen Verbeugungen zurück, und betrat wieder den Rednerplatz. Aber in gänzlicher Zerstreuung gab er seinen Vorsatz auf, die Geschichte der Bildhauerkunst fortzusetzen. Stammelnd rühmte er nur noch Knaster's Verdienste, die ihn der Ehre würdig gemacht, durch die Bildhauerkunst verewiget zu werden, und schloß mit den alten, guten Worten: „Friede sey mit seiner Asche!“

Die hohen Fremden fuhren jetzt nach der Stadt, wo

der Wirth des Gasthofes alle andere Gäste, theils mit dringenden Bitten, theils mit Gewalt, zum Weichen brachte, um jenen die besten Zimmer einräumen zu können. Indessen wählte der Bürgermeister von den neubekleideten Bildhütern zwei Mann, und befahl ihnen, sich als Ehrenwache vor die Thür des Gasthofes zu stellen. Sie wurden aber höflich zurückgewiesen.

Als die fremden Herrschaften getafelt hatten, besahen sie die Stadt, besonders den Nachtwächter- und Todtengräberpalast, und das marmorirte Rathhaus. Dann erschienen sie bei dem indessen angefangenen Vogelschießen. Sie hielten sich aber so fern von den Schützen, und hatten überhaupt ein so ernstes, Ehrfurcht gebietendes Wesen, daß man es nicht wagte, ihnen eine Armbrust zu überreichen. Der Ordensherr waffnete jedoch seine Augen, um die anwesenden Mädchen zu mustern. Flüchtig übersah er die Schaar; nur Louise fesselte seine Blicke, die mit sichtbarem Wohlgefallen auf ihrer lieblichen Gestalt verweilten.

Der Bürgermeister, der durchaus nicht erfahren konnte, wer die Fremden waren, und was sie in Temperlitz wollten, befand sich in der peinlichsten Unruhe. Es war ihm so bange, als hinge über seinem Haupte ein entblößtes Schwert an einem Pferdehaare. Seine trü-

den Ahnungen waren auch leider nicht ohne Grund. Er fand, als er vom Vogelschießen nach Hause kam, folgendes unholde Schreiben:

„Nachdem allerhöchsten Orts mißfällig vernommen worden, daß der Magistrat zu Temperlitz einen geringen Krämer, Namens, Knaster, mit fürstlichem Pomp begraben lassen, und dessen beträchtliches, der Gesammtheit der Stadt hinterlassenes Erbe mit unnützen Bauwerken verschwendet; so hat unterzeichnete Kommission den Auftrag erhalten, diese und andere Ungebührnisse mit Strenge zu untersuchen. Zu Folge dieses Befehls wird gedachter Magistrat hiermit vorgeladen, sich morgen früh um zehn Uhr vor der Untersuchungskommission in hiesigem Gasthofe zu gestellen, und der Vernehmung, auch weitern Verfügung gewärtig zu seyn."

„Gegeben zu Temperlitz an dem Tage, da ein neues Ungebührniß geschah, indem obbenanntem Krämer ein Standbild errichtet wurde."

„Untersuchungskommission."

„Ich bin verloren!" ächzte der Bürgermeister nach Lesung dieses Schreibens, und sank in halber Ohnmacht auf einen Stuhl.

Louise hob das Blatt, das ihrem Vater aus der

zitternden Hand gefallen war, vom Boden auf, las es bedächtig, und sagte: „Ich weiß nicht, was ich von dieser Vorladung denken soll. Sie kommt mir ganz seltsam und wunderlich vor. In jedem Falle ist die Sache nicht so gefährlich, als sie scheint. Treten Sie getrost vor Gericht, lieber Vater! Sie können ja beweisen, daß sie keinen Heller in Ihren eigenen Nutzen verwandten. Schon dadurch wird Ihre Ehre gerettet."

12.

Der muthlose Mann durchseufzte schlaflos die Nacht, sprang mit Anbruch des Tages von seinem Dornenlager auf, und ließ seine Amtsbrüder sogleich wecken und auf's Rathhaus bescheiden, Als sie versammelt waren, machte er ihnen die erhaltene Vorladung bekannt, und foderte sie auf, derselben Folge zu leisten, und mit ihm vor der Untersuchungskommission zu erscheinen. „Ei! was geht uns der Handel an?" schrie Plebs. „Sie, Herr Bürgermeister, haben die Narrenstreiche, die man unserm ganzen Kollegium aufhalsen will, allein gemacht, und mögen sie nun auch allein verantworten. Wer den Karren in den Koth schob, der zieh' ihn wieder heraus! Damit Gott befohlen!"

Er warf den Hut auf den Kopf, stapfte mit heftigen Schritten aus dem Zimmer, und alle Rathsherren folgten ihm nach.

Auch der Stadtschreiber wollte sich auf flüchtigen Fuß setzen; aber sein Gönner und Beschützer hielt ihn zurück, und bat ihn, sein Beistand vor der Kommission zu seyn. „Ich bitt' um Entschuldigung;" antwortete der undankbare Wicht; „ich, der Stadtschreiber, bin nicht mit vorgeladen!" — Und wie ein Grashüpfer sprang er davon,

Voll Verzweiflnng eilte der Bürgermeister nach Hause, und erklärte gegen seine Tochter: er wolle, da er von seinen Amtsgenossen im Stiche gelassen werde, lieber sterben, als sich allein vor Gericht stellen. Das beherzte Mädchen bemühte sich vergebens, ihm Muth einzusprechen. Der schwache Mann war ganz zu Boden geschlagen, und so matt und krank, daß er sich zu Bette legen mußte.

Jetzt faßte Louise den kühnen Entschluß, ihren Vater vor Gericht zu vertheidigen. Einfach, aber anständig gekleidet, trat sie in die Kommissionsstube. Der junge Ordensritter und der ältere Herr saßen beisammen an einem Tische, hinter Papieren und Tintenfässern, und schienen die Vorgeladenen zu erwarten. Ueber=

rascht von der anmuthigen Erscheinung, erhoben sie sich von den Stühlen, und der junge Herr fragte mit Ehrerbietung: welche Angelegenheit ihnen das Glück eines so angenehmen Besuches verschaffe.

„Mein Vater, der Bürgermeister Stern," sagte Louise, „hat eine Vorladung erhalten, sammt den übrigen Rathsgliedern hier zu erscheinen; er ist aber unwohl, und kann das Zimmer nicht verlassen."

„Diese Entschuldigung genügt mir vollkommen;" antwortete der Ritter sehr freundlich. „Die Sache ist gar nicht dringend. Wir halten uns noch einige Tage hier auf. Ich besonders fühle jetzt, und schon seit gestern, da ich das Vergnügen hatte, Sie auf dem Schießplane zu sehen, eine besondere Neigung zu diesem Orte, und möchte mich gar nicht wieder davon trennen."

Von dieser Sprache befremdet, war Louise einen Augenblick um eine schickliche Antwort verlegen. Indessen schlich der ältere Kommissarius aus dem Zimmer, und der jüngere erklärte ihr mit feuriger Zärtlichkeit: sie habe einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz gemacht, und er sey um den Preis ihrer Gegenliebe bereit, die Untersuchung niederzuschlagen.

„Das können Sie nicht, wenn Sie zur Anstellung

derselben Befehl haben;" antwortete Louise. „Hätten Sie aber, wie ich nun fast glaube, einen solchen Auftrag gar nicht empfangen, so wär' es hart, mit meinem Vater, der gar nicht die Ehre hat, Sie zu kennen, einen so ernsthaften Scherz zu treiben."

„Ja wohl! ja wohl!" rief im Nebenzimmer eine starke, männliche Stimme, die Louisen bekannt schien, und den jungen Herrn sichtlich erschreckte. Doch zwang er sein erbleichtes Gesicht zum Lächeln, und sagte leise und vertraulich: „Ich höre, daß eben ein alter Freund angekommen ist. Beruhigen Sie vor der Hand, mein schönes Kind, Ihren Vater mit der Versicherung, daß ich die unangenehme Sache zu seiner vollkommensten Zufriedenheit beilegen würde."

Als sie aus dem Zimmer trat, rief's im Vorsaale: „Sey mir gegrüßt, Jungfrau von Orleans!" und der General, Graf von Donnerfeld, stand vor ihr. „Ei, wie groß und hübsch bist du geworden! — Nun, eile jetzt, deinen Vater zu trösten, und grüß' ihn von mir! In einer Viertelstunde komm' ich selbst. Indessen hab' ich ein Paar Worte mit dem Herrn Kommissarius zu sprechen. Ich bringe Befehl aus der Residenz, die Untersuchung ruhen zu lassen."

Mit innigster Freude über die Ankunft des alten Freundes und Schutzengels, flog sie heim.

„Bist du des Teufels?“ sagte Graf Donnerfeld bei'm Eintritt in die Kommissionsstube. „Ziehst da mit lockern Gesellen im Lande herum, und spielst Rollen, die dich auf die Festung befördern werden. Welch' elendes Vergnügen, ehrliche Leute, die sich in ihrem Erdenwinkel keine Kenntniß der großen Welt erwerben konnten, zum Besten zu haben! Zufällig erfuhr ich deine irrende Ritterfahrt, und reis'te Tag und Nacht dir nach, um deinem Muthwillen Einhalt zu thun. Weißt du wohl, daß dein Schicksal jetzt in der Hand des hiesigen Bürgermeisters steht? — Verklagt er dich bei Hofe, so schickt man dich auf die Festung, und die schönsten Jahre deines Lebens gehen dir zwischen einsamen Mauern verloren.“

„Das wäre schimm!“ sagte der junge Graf. „Ich wüßte wohl, wie ich den Bürgermeister mit mir aussöhnen möchte. Seine Tochter ist das liebenswürdigste Mädchen, das ich jemals sah. Gönnen Sie mir, theuerster Vater, das Glück —“

„Sie zu heirathen?“ fiel ihm der General in's Wort. „In Gottes Namen, wenn dich das brave Mädchen

nur will. Du hast dich übel empfohlen. Doch komm! Wir wollen sehen, was wir ausrichten."

Sie gingen zum Bürgermeister, der freudig das Bett wieder verlassen hatte. Der General umarmte ihn, faßte dann seinen Sohn bei der Hand, führte ihn zu Louisen, und sagte: „Sieh, ich halte Wort! Vor acht Jahren versprach ich dir: du solltest meine Schwiegertochter werden. Hier bring' ich den Bräutigam."

Louise, die sonst ihre Fassung nicht leicht verlor, war so bestürzt, daß sie im ersten Augenblicke nicht antworten konnte. Doch, da der junge Graf der hübscheste Mann war, den sie in ihrem Leben gesehen, und überdieß einen sehr wackern Vater hatte, so ließ sie sich nach kurzem Bedenken den freundlichen Antrag gefallen.

Alle waren jetzt froh, und Niemand mehr, als der Bürgermeister, da die furchtbare Untersuchung einen so glücklichen Ausgang gewonnen hatte.

III.

Doctor Medardus.

1.

Das Erwachen.

„Ach, ich war in Arkadien!“ rief Doctor Medardus, und richtete sich am Bettzopf empor. „Und da bin ich nun wieder in Memel und in meinem öden, staubigen Bücherwinkel, wo kein Engel mir lächelt, und nur mein Perückenstock mich anstarrt. — O, süßer, seliger, unvergeßlicher Traum! Wärst du mir doch, wie mancher deiner Brüder, ein Herold der Wahrheit! — Ja, nicht umsonst erschienst du mir in einer so wichtigen Stunde! — Ich werde sie finden, die schöne Hirtin, und sie wird mein altes Leben auf grüner Aue weiden.“ —

Aus dieser poetischen Schwärmerei fiel er plötzlich in die nüchternste Prosa, als er die Kaffeemühle in der Küche schnarren hörte. „Paul," rief er hinaus, „nimm ein halbes Loth mehr, als gewöhnlich, und laß die Cichorie weg!"

Mit vorgebundener Küchenschürze trat der Graukopf herein und fragte: „Warum wollen Sie denn heute so hoch leben?"

„Aus zwei Ursachen, mein Freund!" antwortete Medardus. „Ich hatte diese Nacht einen himmlischen Traum, und heute ist mein Geburtstag."

„Dazu wünsch' ich Gottes Segen;" sagte Paul, und zog sein Mützlein ab. „Aber für den himmlischen Traum geb' ich kein zerbrochenes Hufeisen."

„Immer spricht doch der alte Dragoner aus Dir," zürnte Medardus. „Was versteht Dein Hirnkasten voll Heu und Stroh von der Traumwelt!"

Paul zog mit Kopfschütteln ab, und machte den Kaffee. Indessen trat der Doctor vor den Spiegel und sagte: „Nun, beim heiligen Aeskulap! für einen Funfziger bin ich noch blühend genug. Volle, rothe Wangen — kein graues Haar — nur die verfluchte Perücke. — Doch, was seyn soll, schickt sich wohl."

Indem er den Kaffee trank, und seinen lieblichen

Traum noch einmal träumte, erschien der Licentiat Skrupel, ein kleines, steifzierliches Männchen, in festlicher Kleidung, legte mit hochtrabenden Feiertagsworten seinen Glückwunsch ab, und brachte, als Besitzer einer Apotheke, ein Opfer von Räucherpulver und allerhand köstlichen Essenzen. „Haben Sie Dank für Wunsch und Geschenke!" sprach Medardus. „Ich durchräuchere zwar meine Wohnung nur mit Tabak; aber mir träumte vor einigen Stunden von einem schönen Kinde, das vielleicht bald bei mir einziehen, und sich Ihrer süßen Gaben erfreuen wird."

Skrupel spitzte die Ohren, rieb freudig die Hände und sagte: „Sie sind wohl unmaßgeblich, mein hochverehrter Herr Doctor, gesonnen, die Mönchszelle der Hagestolzenschaft zu verlassen, und sich ins Paradiesgärtlein des Ehestandes zu begeben?"

„O, mein guter Herr Licentiat," entgegnete der Doctor, „in diesem Paradiesgärtlein befand ich mich schon fünf Jahre lang; aber mir war's eine Hölle."

„Ich erstaune, mit Dero Erlaubniß!" rief der Apotheker und schlug die Hände zusammen.

„Erstaunen Sie ohne Umstände, mein allzu höflicher Freund!" sagte Medardus. „Und haben Sie etwa Lust, mein sauberes Ehegeschichtchen zu hören, so will

ich's Ihnen unter der Bedingung, daß Sie es nicht ausschwatzen, erzählen."

Skrupel legte, Verschwiegenheit angelobend, die Hand auf's Herz.

2.

Des Doctors Ehegeschichte.

Ich ließ mich, als ich in Leipzig den Doctorhut empfangen hatte, in einer nicht weit davon entlegenen Mittelstadt als ausübender Arzt nieder. Es gab Anfangs wenig für mich zu thun. Ein alter Quacksalber war Hahn im Korbe, hatte jedoch selbst kaum sein nothdürftiges Futter. Die Leute dort lebten mäßig, und machten sich fleißig Bewegung; daher wurden sie selten krank. Ich gönnte ihnen ihre Gesundheit von Stahl und Eisen, weil ich damals Silber und Gold genug hatte. Eine Base vermachte mir gerade zu rechter Zeit ein feines Sümmchen, und ich nahm mir nicht die Mühe, es auf Zinsen auszuleihen, sondern lebte herrlich und in Freuden davon.

Unter andern Vergnügungen machte ich eine Reise ins Lauchstädter Bad. Dort sah ich im Tanzsale ein allerliebstes Mädchen, und ein zündender Blitz fuhr

mir ins Herz. Ich durchbrach den dichten Zaun von Anbetern, der die Schöne umgab, forderte sie zum Tanze auf, setzte mich, als er vorbei war, an ihre Seite, und begann ein Gespräch, worin ich erfuhr, daß sie Lucinde Dorn hieß, und eine kranke Mutter hatte, die in der Hoffnung, gesund zu werden, nach Lauchstädt gekommen war, aber noch keine Besserung spürte. Schnell gab ich mich als Arzt zu erkennen, und betheuerte mit Feuer der Liebe, daß ich, wenn mir Zutritt gestattet würde, meine ganze Kunst aufbieten wolle, die Kranke zu heilen. Lucinde versicherte, mein Besuch würde ihrer Mutter willkommen seyn. Gleich darauf verließ sie, nach kaum gekosteter Tanzfreude, den Saal, um Nachtwache bei der Kranken zu halten.

Es versteht sich, daß ich die diese des folgenden Tages sehr früh besuchte. Sie nahm, von der Tochter schon vorbereitet, meinen ärztlichen Beistand höflich an, und ich behandelte sie mit so glücklichem Erfolge, daß sie nach vierzehn Tagen völlig genas. Indessen war aber mein Herz immer kränker vor Liebe geworden. Es erschreckte mich daher, als mir Lucinde jetzt mit niedergeschlagenen Augen entdeckte, daß sie, von Armuth und Neigung bewogen, eine Anstellung beim Theater in Leipzig gesucht und erhalten habe, und nächstens mit

ihrer Mutter dahin abgehen werde. Ich that den lebhaftesten Einspruch, warf mich ihr zu Füßen, gestand ihr, daß ich sie anbete, und trug ihr Hand und Herz an. Gerührt sank sie in meine Arme; wir verlobten uns auf der Stelle, der Handel in Leipzig ward aufgesagt, und sie und ihre Mutter begleiteten mich nach meiner Wohnstadt, wo sie sich aber noch vor der Hand eine eigene Haushaltung einrichten mußten, weil meine Diogenes-Tonne zur Theilung mit ihnen zu klein war.

Wir machten schleunig Anstalt zur Hochzeit, und hatten uns schon Einmal aufbieten lassen, als mir träumte, daß ich in der abgeschmackten Tracht eines alten Philisters in einem Spiegelzimmer auf und ab spaziere. Ich trug eine runde schwarze Perücke, einen plattgedrückten Hut mit drei langen, spitzigen Schnäbeln, und einen altväterischen braunen Rock mit bretsteifen Schößen. Und indem ich mich so hundertfach in den Spiegelfeldern der Wände sah, kam Lucinde von hinten, stieß mir den Hut vom Kopfe, und — da hatte der Traum ein Ende, und ich erwachte.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt ich vom Stadtmagistrate eine schriftliche Ladung, mich sogleich auf's Rathhaus zu verfügen, und einer wichtigen Eröffnung gewärtig zu seyn. Neugierig, was ich erfah-

ren würde, ging ich hin. Das erste, was mir in der Rathsstube in die Augen fiel, war ein Perückenstock, mit einer runden schwarzen Perücke und einem dreizackigen Hute auf dem Kopfe; und nahe dabei stand ein Kleideresel, der einen breiten braunen Rock auf dem Leibe hatte. Stutz, Hut und Kleid glichen denen, die ich im Traume trug, wie ein Wassertropfen dem andern, und ich starrte sie deßhalb mit solcher Verwunderung an, daß ich schier vergaß, der werthen Obrigkeit meinen Bückling zu machen.

Der Bürgermeister eröffnete mir: mein Oheim, Balthasar Medardus in Amsterdam, sey verstorben, und habe mich in seinem Testamente mit sechstausend Stück Dukaten bedacht. — Das war mir eine höchst angenehme Ueberraschung, die mir auch eben nicht durch Traurigkeit verkümmert wurde, da ich den Ehrenmann gar nicht gekannt hatte. Als mir aber der Stadtschreiber das Testament vorlas, erschrack ich über die seltsame, dem Vermächtniß angehängte Bedingung. Ich sollte nämlich die im Rathszimmer aufgestellte schwarze Haarmütze und den ungestalteten Hut stehendes Fußes aufsetzen, das braune Spießbürgerkleid anziehen und mich dann durch einen Eid verbindlich machen, diese Tracht mein Leben lang, nach jenen von Amsterdam

hergesandten Mustern, zu tragen, damit sie mir immerdar ein Harnisch gegen Eitelkeit und Modesucht sey. — Wäre mir aber — setzte das Testament fast spöttisch hinzu — die Perücke sammt Zubehör nicht beliebig, so falle das mir bestimmte Vermächtniß einer frommen Stiftung anheim. —

Sie können sich vorstellen, mein Herr Licentiat, wie ich durch diese Clausel zwischen Thür und Angel gerieth. Ich, damals erst fünf und zwanzig Jahre alt, war unter den Zierlingen und Götzendienern der Mode keiner der Geringsten, und hatte eine junge Braut, von welcher sich vermuthen ließ, daß ihr die holländische Philistertracht, die mich zeitlebens entstellen sollte, äußerst mißfallen würde. Ich hielt es darum für nöthig, mich vor allen Dingen mit ihr darüber zu berathen, und erbat mir einige Stunden Bedenkzeit. Diese schlug mir aber der Bürgermeister rund ab, weil er das Testament im strengsten Sinne auslegte: daß ich mich entweder auf der Stelle umkleiden oder dem Vermächtniß entsagen müsse. „Stehn Sie denn schon als Bräutigam unter dem Pantoffel?" fuhr er mich einiger Maßen an. „Mich dünkt, es wird Ihrer künftigen Frau Eheliebste nicht übel gefallen, wenn Sie ihr Wagen und Pferde halten können." — Er schüttelte mit diesen Worten die

Dukatenbeutel, die schon auf dem Tische bereit standen, und die Sirenenstimme des Goldes bezauberte mich dergestalt, daß ich mich, um meiner Geliebten ein angenehmes Leben zu bereiten, zur äußerlichen Umwandlung in einen Philister entschloß.

Sie war bald geschehen. Der Rathsdiener, ein verdorbener Haarkräusler, stutzte mir mit einer Papierschere Zopf und Locken, setzte mir die Stutzperücke kunstmäßig auf, und ich leistete den im Testamente vorgeschriebenen Eid, mich nun und nimmermehr von ihr und ihrem Anhange zu trennen. Dann ließ ich einen Miethwagen holen, fuhr zu Lucinden, und ersann mir unter Weges eine scherzhafte Einkleidung der Sache.

Zusammengeduckt wie ein Greis, den Hut in die Augen gedrückt, und Geldsäcke in den Armen und Händen, trat ich mit krummen, schlotternden Knieen in ihr Zimmer, und sprach hustend und mit verstellter Stimme: „Schönes, tugendbelobtes Frauenzimmerchen, da kommt ein ehrbarer Freier!“ — Sie kannte mich nicht, sprang erschrocken vom Nähtisch auf, lief in ein Nebengemach, und sagte so laut, daß ich's hörte: „Mutter, um Gottes willen! ein alter, verrückter Mann steht drin in der Stube!“ — Die Mutter kam. „Na, Mamachen,“ sprach ich mit der vorigen hohlen Stimme, „wollen Sie

einen reichen Schwiegersohn?" — Sie ging schnell auf mich zu, sah mir mit der Brille in's Gesicht, und schrie auf: „Ach! Doctor, Sie sind's! — Was machen Sie für Streiche!" — Lucinde kam nun auch wieder zum Vorschein, und beide fragten mich lachend: wie ich auf den Einfall gerathen sey, mich so zu vermummen und mit Steinen zu schleppen; denn nichts anders würden doch, meinten sie, meine Beutel enthalten. — Schnell riß ich einen auf und schüttete tausend Dukaten auf den Tisch. Mutter und Tochter standen wie versteinert. Ich erzählte meine Erbschaftsgeschichte, und zitterte vor Lucindens Untröstlichkeit über meine Verunstaltung. Aber ich hatte mich ohne Noth gefürchtet. Sie war nicht im geringsten darüber betreten, lobte vielmehr, mit den Dukaten spielend, meinen vernünftigen Entschluß, und äußerte die Hoffnung, daß die warme Perücke meinen häufigen Klagen über Kopfweh abhelfen würde.

Das gefiel mir nicht sonderlich; doch war ich froh, daß ich so leicht davon kam. Auch die Stadt gewöhnte sich augenblicklich an meinen häßlichen Anzug, sobald sie nur hörte, daß ich dadurch reich geworden war. Meine Dukaten erhielten von Jedermann so tiefe Verbeugungen, als mir vorher Niemand gemacht hatte.

In den Flitterwochen meiner Ehe war Lucinde ein

recht gutes Kind. Doch bald entwickelte sich bei ihr manche Untugend, besonders Leichtsinn und Verschwendung, Gefallsucht und Herrschbegierde. Sie war unersättlich in Putz und Pracht, schmeichelte mir Wagen und Pferde und Diener ab, ließ sich die verliebten Grimassen jedes Narren in Gnaden gefallen, und alles im Hause sollte und mußte nach ihrem Kopfe gehn. Aber sie herrschte mit listiger Anmuth. Es war mir und ihrer Mutter nicht möglich, ihr den Zepter, den sie unter beständigem Lachen und Scherz fest hielt, aus den Händen zu winden.

So vergingen drei Jahre, und die Hälfte meiner Erbschaft war vergeudet. Jetzt starb die gute Mutter, die noch manchmal vor den Riß trat, wenn die Tochter gar zu übel wirthschaften wollte. Ich empfand es bald, daß mich mein Schutzengel verlassen hatte. Lucinde zog nun die Larve der Freundlichkeit ab, sagte mir täglich ins Gesicht, daß ihr meine Schustertracht — in die ich mich doch hauptsächlich ihretwegen gesteckt hatte — unerträglich sey, und machte mir, mehr befehlend als bittend, den Antrag, unsern Wohnsitz in Leipzig aufzuschlagen. Ich trug gerechtes Bedenken, den Spielraum ihrer Verschwendung und Koquetterie zu erweitern; aber alles, was ich einwandte, war in den Wind gesprochen,

und Schmollen und Keifen, Krokodillsthränen und künstliche Ohnmachten wechselten mit einander ab, um mich mürbe zu machen. Ich bereuete jetzt bitterlich, daß ich die geborne Schauspielerin abgehalten hatte, ihrem Berufe zu folgen. Am Ende ward ich der täglichen Trauerspiele auf meinem Haustheater überdrüssig, und zog mit der Närrin nach Leipzig.

Dort fand sie ihren Hofstaat noch nicht groß genug: sie mußte ein Gesellschaftsfräulein haben, das zugleich den Dienst einer Kammerjungfer versehen sollte. Dazu verschrieb sie sich aus Erfurt eine arme, älternlose Verwandte. Es war ein wunderhübsches, blondes, sechzehnjähriges Mädchen, in dessen blauen Augen sich ein Himmel voll Unschuld und Gutherzigkeit aufthat. Röschen Schwan gefiel mir beim ersten Anblick, und nach und nach begegnete mir etwas Menschliches: ich verliebte mich in die Kleine. — Das war freilich nicht in der Ordnung; aber die Schuld fiel auf meine ausgeartete Frau, die ich nicht mehr lieben konnte. Mein verwaistes Herz fühlte sich zu einer neuen holden Verwandtschaft unwiderstehlich hingezogen. Denken Sie sich aber nichts Arges dabei, Herr Licentiat! Wir liebten rein platonisch; und das erste Mal, als ein Fünkchen Sinnlichkeit in uns aufklimmen wollte, bekam es uns übel.

Eines Nachmittags, als sich Lucinde, wie gewöhnlich, in Gesellschaft befand, las ich Röschen einen Roman vor. Da ward mir auf Einmal gar seltsam zu Muthe. Ich rückte näher zu ihr, legte das Buch aus der Hand, und küßte sie recht brüderlich. Meine Perücke kam dabei so stark ins Gedränge, daß sie sich verschob, und mir beinahe vom Kopfe fiel. Das mochte wohl ganz komisch aussehen, und plötzlich erschallte von der Thür her Gelächter und Händeklatschen. Himmel! da stand meine Frau! — Mit den gemeinsten Schimpfworten stürzte sie auf mich los, und wollte Röschen ins Gesicht schlagen. Ich sprang dazwischen; das Mädchen entfloh. Nun ging die Furie mir zu Leibe; aber mit Donnerworten, dergleichen sie noch nie von mir gehört hatte, hielt ich ihr bei dieser Gelegenheit alle ihre Unarten und Vergehungen vor. Sie gelobte Besserung und versprach, dem Mädchen nichts zu Leide zu thun.

Bald darauf mußte ich verreisen. Als ich nach acht Tagen zurück kam, fehlte Röschen. Ich fragte nach ihr. „Sie ist entlaufen, die liederliche Dirne!“ sagte Lucinde. „Du lügst!“ fuhr ich auf; „Du hast sie fortgejagt!“ Sie läugnete verstockt. Die Köchin und das Hausmädchen, die ich verhörte, sagten aus: Röschen sey eines Morgens weinend fortgegangen und nicht

wieder gekommen. Das war alles, was ich erfuhr. In Erfurt, wohin ich schrieb, wußte man nichts von ihr. Alle andere Nachforschungen waren eben so fruchtlos. Kurz, sie blieb verschwunden, und ich habe bis den heutigen Tag nichts weiter von ihr gehört.

Erbittert gegen Lucinden, die sich von dem Verdachte, das arme Mädchen auf eine harte Weise entfernt zu haben, nicht überzeugend befreien konnte, trennte ich mich von ihr, aber ohne Geräusch. Wir bezogen in unserer geräumigen Wohnung abgesonderte Zimmer und sprachen nur in Nothfällen, so kurz als möglich, mit einander. Sie schwärmte jetzt weniger, als zuvor, in Gesellschaften herum; aber es ward mir verrathen, daß sie oft Abends den Besuch eines Liebhabers annahm, der sich, als eine ehrbare Matrone verkleidet, ins Haus schlich. Es war ein fremder Abenteurer, Namens Rauschling, der sich für einen Baron ausgab. Eines Abends hatte ich ihn in dieser Verkleidung auf eine etwas derbe Art mein Hausrecht fühlen lassen, da meldete mir am Morgen meine Frau schriftlich: Daß sie, um der frischen Luft zu genießen, ein Gartenhaus vor dem Thore beziehen werde. „Madame ziehe meinetwegen nach Amerika!“ sagte ich zu dem Dienstmädchen, das mir den Brief brachte, und warf ihn unter den Tisch.

Der Gartenzug ging noch denselben Tag vor sich. Des folgenden Morgens kam das Mädchen wieder zu mir, und sagte: sie halte sich gegen mich, als ihren Brodherrn, verpflichtet, mir ein verdächtiges Briefchen, das sie bestellen solle, zu zeigen. Ich sah es an; es war von Lucinden an den Baron, und so ungeschickt zusammen gefaltet, daß ich es, ohne des Siegels Erbrechung, lesen konnte. Sie lud ihn auf den Abend zwischen neun und zehn Uhr ins Gartenhaus ein, und versicherte: der bewußte Perückenstock werde dort ihr Vergnügen nicht stören.

Dieser Spitzname machte mir gerade Lust, es zu thun. Ich befahl dem Mädchen, den Einladungsbrief bei dem Baron abzugeben; aber Nachmittags schrieb ich, in Rauschlings Namen, mit verstellter Hand an Lucinden: sie möge aus gewissen Ursachen die Güte haben, auf den Abend um acht Uhr zur Kriegsräthin Rummel zu kommen. — Das Haus dieser Frau glich einem Taubenschlage, wo immer verliebte Täuber und Täubchen aus- und einfliegen. Auch Lucinde und der Baron hatten dort Bekanntschaft gemacht. Ich konnte folglich darauf rechnen, daß sie meiner Lockpfeife folgen, und ich die Absicht erreichen würde, ein ungestörtes Selbander mit ihrem Buhlen im Gartenhause zu gewinnen.

Gegen neun Uhr ging ich hin. Sie war richtig fort. Ich nahm Besitz von ihrem Zimmer, und hatte den ganz gewöhnlichen Vorsatz, den Herrn Baron mit einem tüchtigen Stocke so zu empfangen, daß ihm die Lust vergehen sollte, sich jemals wieder in mein Gehäge zu wagen. Indem ich aber auf ihn lauerte, sah ich auf dem Kamin eine Zange liegen und stellte mir vor, es müsse spaßhaft seyn, des Buben lange Nase damit zu zwicken. Sogleich verschloß ich die Hausthür, setzte mich in der Stube, die auf ebener Erde war, ans Fenster, öffnete den einen Flügel ein wenig, und befestigte ihn oben mit einer Schnur, daß er nicht weiter aufgestoßen werden konnte. Kaum war ich mit diesen Anstalten fertig, so kam ein schlanker Mann mit flüchtigen Schritten den mondhellen Garten entlang, und klinkte an der Thür. Da sie nicht aufging, lief er an das Fenster, wo ich hinter dem Vorhange lauschte, und steckte eine gewaltig große Nase herein. Ich faßte sie schnell mit der Zange; er fuhr zurück, rannte wild davon, und ich — denken Sie sich den verwünschten Streich! — ich sah mit Entsetzen, daß ich ihm die Nase abgeknippen hatte. — Sie fiel zu meinen Füßen nieder.

Indem ich sie aufheben wollte, hörte ich einen hef-

tigen Wortwechsel, der sich bei der Gartenthür erhob. Als er ungefähr eine Minute gedauert hatte, kam eine andere Mannsgestalt im Garten hergelaufen, schoß wie ein Pfeil auf mein Fenster zu, und guckte mit einer noch längern Nase, als die vorige war, in die Stube. Da sitzt der Teufel drin! dacht' ich, und packte sie wüthend mit der Zange. Der Eigenthümer fluchte, riß sich los, und schrie: „Ha, Schlange! ward ich deßwegen her beschieden?" — Ueberzeugt, daß ich nun erst den rechten Mann vor mir hatte, stürzte ich durch die Thür hinaus; er entfloh aber so schnell, daß ich ihn nicht einholen konnte.

Als ich in die Stube zurück kam, hob ich die abgezwickte Nase vom Fußboden auf. Es war, wie ich schon vermuthet hatte, eine pappene Masken-Nase. —

Einige Tage darauf erfuhr ich, wie sie in meine Zange gekommen war. Der edle Freiherr rühmte sich der von Lucinden erhaltenen Einladung sogleich, als er sie empfing, gegen einen Bekannten, einen gewissen Herrn von Flach. Dieser lockere Junker hatte ein winzig kleines Stumpfnäschen! aber desto größer war sein Gelüst nach meiner Frau. Er setzte sich deßhalb eine Kunstnase an, und ging früher, als sein begünstigter Nebenbuhler, zum Stelldichein, um den Minnesold, der

diesem zugedacht war, im Dunkel zu erhaschen. — Als ich ihm den falschen Haken abgerissen hatte, kam er an der Gartenthür dem Baron in den Wurf. Dieser zog ihn zur Rechenschaft, was er hier suche? Darüber entstand ein Gezänk, das sich mit einer Ausfoderung schloß. Den folgenden Tag schlugen sie sich. Herr von Flach, ein guter Fechter, nahm sich des Barons beneidete Nase zum Ziele, und hieb sie so kurz und klein, als die seinige war.

Diese Geschichten wurden in ganz Leipzig bekannt. Alt und Jung zeigte mit Fingern auf mich. Das war mir ungelegen; ich machte geschwind Anstalt zur Scheidung. Aber kaum hatte mein Sachwalter die Klage dem Gerichte überreicht, so ging Lucinde mit ihrem Ritter durch die Lappen. Wer war froher, als ich! Die Ruchbarkeit ihrer Flucht zog mir jedoch allerhand verdrießliche Besuche auf den Hals. Putz- und Juwelenhändler, Schneider und Zuckerbäcker, Spielgläubiger und Wucherer, stürmten mit Rechnungen und Schuldscheinen auf mich ein Ich war nicht verbunden, diese Manichäer, mit welchen Lucinde ohne mein Vorwissen bedeutende Geschäfte gemacht hatte, zu befriedigen; doch ich that es, um die Schreier zu beschwichtigen. Nun war ich aber auch mit der holländischen Erbschaft

rein fertig, und nichts als die widrige Tracht, die ich mir deßhalb aufgeladen hatte, blieb mir zum Andenken übrig. Meine ausgetretene Gemahlin machte mir jedoch das Vergnügen, daß sie der öffentlichen Ladung, sich vor dem Ehegerichte zu stellen, kein Gehör gab. So ward sie denn für verschollen erklärt und förmlich von mir geschieden.

3.

Der arkadische Traum

Ich verließ hierauf — fuhr Medardus in seiner Erzählung fort — den mir verhaßt gewordenen Schauplatz jener ärgerlichen Auftritte, und machte, einem nun schon längst verstorbenen Freunde zu gefallen, den weiten Sprung hierher, wo ich bereits zwanzig Jahre als Eheverächter und Weiberfeind lebe. Nur Röschens holdes Bild blieb mir theuer und werth, und umschwebt mich noch immer. Außer diesem Umgange mit einem geliebten Schatten — denn meine Freundin ist wahrscheinlich todt — glaubte ich meine Rechnung mit dem schönen Geschlechte abgeschlossen zu haben; aber ein Traum, den ich am heutigen Morgen — in meiner Geburtsstunde — hatte, scheint mir zu weissagen, daß es noch

in meinen alten Tagen einigen Anspruch an mich zu machen gesonnen sey. — Nun, ich habe nichts dagegen. Des Traumgotts Zauberstab hat mich ganz verwandelt; das Eis des Weiberhasses ist in meinem Herzen geschmolzen, ich sehne mich wieder nach dem Frühling der Liebe, und es wird mir recht behaglich seyn, wenn mir ein schönes, freundliches, gutes Kind, wie weiland Röschen, die bösen Stunden meiner ersten Ehe zärtlich vergütet. — Hören Sie jetzt meinen Traum!

Ich befand mich in einer reizenden Landschaft, die dem Arkadien der Dichter nichts nachgab, und mich selbst sahe ich in einen arkadischen Hirten verwandelt. Stellen Sie sich, werther Freund, den possirlichen Seladon vor! Ich breiter, wohlbeleibter Mann saß, mit Stutzperücke, dreieckigem Hute und altväterischem Rocke im Schatten eines Baumes, hatte einen bunten, zierlichen Schäferstab im Arme, und spielte, von schneeweißen Lämmlein umgeben, auf der Hirtenflöte. Es war ein Meister vom Himmel gefallen, denn ungeachtet ich zeitlebens keine andere Pfeife, als die Tabackspfeife, an den Mund setzte, so fand dennoch mein erster Versuch im Fache der Tonkunst außerordentlichen Beifall. Meine Lämmlein vergaßen der süßen Weide, und sahen mich

mit Verwunderung an; Philax, der treue Wächter der Heerde, trat an mir in die Höhe, und wedelte mit dem Schwanze; Schaaren von Vögeln kamen von allen Seiten geflogen, versammelten sich über mir auf dem Baume, und neigten die Köpfchen herunter, als wollten sie von mir lernen; sogar der Wind, der zuvor die Zweige durchrauschte, ward plötzlich still, und hörte mir zu. Allein das war noch nicht genug. Meine Zaubertöne lockten auch einen Engel herbei. Ja, wahrlich! es war ein Engel, der in der Gestalt einer jungen, bildschönen Hirtin aus einem nahen Rosengebüsche trat, und mir freundlich zunickte. Frohbestürzt sprang ich auf, und machte der himmlischen Erscheinung, die mit meinem unvergeßlichen Röschen viel Aehnlichkeit hatte, eine tiefe Verbeugung. Lächelnd über meinen steifen Bückling und Scharrfuß, die sich freilich in Arkadien lustig ausnehmen mochten, winkte sie mir, mich wieder zu setzen und fort zu flöten. Sie nahm Platz an meiner Seite, legte die alabasterne Hand vertraulich auf meine Schulter, und ich spielte so meisterhaft, so süß, so rührend, daß ihr die Augen übergingen. Da entbrannte mein Herz vor Liebe, und mit anständigen Worten gestand ich es ihr. Erröthend schlug sie die Augen nieder, drückte mir leise die Hand und lispelte:

„Ich bin Dein. — Wir finden uns wieder.“ — Und indem sie das sagte, war sie wie ein Luftgebild verschwunden.

4.

Fanny.

„Ein anmuthiges Träumchen!“ rief Skrupel. „Aber das Ende vom Liede, das plötzliche Verschwinden, will mir nicht gefallen. Hätte die schöne Nymphe nur wenigstens ihre Addresse zurück gelassen! Der Herr Doctor können doch nicht ihretwegen, wie ein zweiter Don Quixote, die Welt durchziehen, und würden auch keinen Nutzen davon haben; denn Sirach sagt: „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten, und will den Wind haschen!“

O, er sagt noch derber: „Narren verlassen sich auf Träume,“ fiel Medardus ein. „Aber ich kehre mich nicht daran. Berichtet uns nicht selbst die Bibel — unter deren Verfassern der gute Sirach nur eine Person vom zweiten Range ist — mehr als zwanzig merkwürdige Träume, die vollkommen in Erfüllung gingen? Und traf nicht mein eigner Perückentraum auf's Haar ein? — In der homerischen Dichtung von den Träu=

men haben, wie Penelope sagt, die Träume Ausgang durch zwei Pforten: eine ist von Elfenbein, die andere von Horn. Durch jene gehen die falschen, durch diese die wahren Erscheinungen. — Und so glaub' ich fest, daß mein schönes Traumbild aus der hörnernen Pforte kam. Darum will ich es im Reiche der Wirklichkeit aufsuchen, ohne mich jedoch vor der Hand vom Stuhle zu bewegen."

Wie das möglich sey, war dem Apotheker ein Räthsel. Medardus erklärte sich nicht weiter darüber, und das höfliche Männlein, das sich keiner unbescheidenen Frage erkühnen wollte, ging mit unbefriedigter Neugier nach Hause.

Kaum war der Doctor allein, so entwarf er folgenden Aufsatz:

„Ein rechtlicher, sein gutes Auskommen habender Mann, der sich bescheidentlich enthält, sein eigener Lobredner zu sey, hatte in den Morgenstunden des ersten Aprils einen Wonnetraum, der ihm ein holdes, doch leider ihm ganz unbekanntes weibliches Wesen als Braut zuführte. Er wendet sich deßhalb an Deutschlands schöne Töchter mit der Frage: ob vielleicht einer von ihnen zu gleicher Zeit etwas Aehnliches träumte? — Ist das der Fall, so ward dadurch offenbar eine Ehe im Him-

mel geschlossen, und der Bräutigam fliegt in die Arme seiner Braut, sobald sie ihren Namen und Wohnort, unter der Aufschrift: **D. M. v. M.** an die Expedition des allgemeinen Anzeigers versiegelt einsendet."

Diese Auffoderung schickte er mit der nächsten Post zum Druck dahin ab, und von dorther empfing er nach vier Wochen ein kleines, mit **D. M. v. M.** bezeichnetes Briefchen. Hastig riß er den Umschlag auf, fand darin eine Karte und auf derselben wie eine Kriegslosung die zwei Worte:

Fanny — Heidelberg.

Bestürzt über diese unfruchtbare Kürze, wandte er das Blatt um, und zu seinem Troste war noch auf der Rückseite die Gasse, das Haus und das Stockwerk benannt, wo er nach Fanny fragen und weitere Auskunft erhalten solle. Nun hing bei ihm der Himmel voll Geigen, die nur dadurch etwas verstimmt wurden, daß er eine Minnefahrt in ferne Lande beginnen mußte. Er lief auf die Post und fragte, wie weit es von Memel bis nach Heidelberg sey. „Einhundert vier und achtzig Meilen, und eine halbe," war die Antwort. „Alle Wetter!" brummte er in den Bart." „Wer doch Meilenstiefeln hätte!"

Auf dem Rückwege sprach er bei dem Apotheker ein.

Dieser brach über die angekommene Brautpost und des Doctors Entschluß, die weite Reise nach Heidelberg unverzüglich anzutreten, in die weitschweifigste Verwunderung aus. Doch am Ende erbot er sich selbst zum Reisegefährten, denn er hatte Verwandte in Frankfurt am Main und war schon längst gesonnen gewesen, sie zu besuchen. „Welche Ehre für mich," rief er aus, „mit einem so gelehrten Manne zu reisen! Welches Glück, auf dem langen Wege von ihm zu lernen!"

„Wenigstens will ich mir Mühe geben, Ihnen das leidige Komplimentiren abzugewöhnen," versetzte Medardus. Hierauf ging er nach Hause, machte seinem Heber und Leger die vorhabende Reise bekannt und fragte ihn, welche Art des Fortkommens wohl die beste seyn würde?

„Zu Pferde! zu Pferde!" rief Paul.

„Das dacht' ich!" sagte der Doctor. „Dieser Rath war von einem Exdragoner zu erwarten. Aber ich, der kaum zweimal in seinem Leben einen frommen Miethgaul bestieg, und bis auf's nächste Dorf schneckte, ich danke für einen Ritt von zweihundert Meilen, und mein Reisekompan, der Apotheker, würde ihn noch weniger aushalten."

„Ja, das glaub' ich selbst!" sagte Paul verächtlich.

„Dergleichen Zuckerpüppchen muß man in einen Wagen einpacken, um sie unzerbrochen an Ort und Stelle zu bringen.“

„Es ward beschlossen, die Reise mit einem eigenen Fuhrwerke zu machen. Dessen Anschaffung überließ der Doctor seinem Hauswebel, der seit vielen Jahren sein Bedienter, sein Koch, sein Alles in Allem war, und nun auch die Bestallung als Kutscher erhielt. Paul wußte, daß des folgenden Tages ausgemusterte Dragonerpferde in der Nähe versteigert werden sollten, und nach seiner Meinung war ein Kriegsroß das brauchbarste Thier von der Welt. Er ging daher auf den Markt, erstand ein Paar gleichfarbige Klepper, und kaufte dazu einen kleinen russischen Wagen. Die alten Bursche, die verschiedene Feldzüge mitgemacht hatten, hielten es Anfangs unter ihrer Würde, den Karren zu ziehen, und weigerten sich dessen; aber Paul sprach vernünftig mit ihnen, stellte ihnen sein eigenes Beispiel vor, und sie fügten sich gehorsam ins Joch.

5.

Die Reise.

In der Mitte des Maimonds begann die große Fahrt. Medardus, der seit zwanzig Jahren in keinem Wagen

gesessen hatte, und indessen bequem und unbehülflich geworden war, befand sich sehr übel in dem engen Gehäuse, das weder auf Federn noch Riemen schwebte. Grimmig verzog er sein Gesicht, so oft er Stöße bekam, die ihm gemeiniglich seinen breiten Zackenhut, der immer mit den Kastenwänden im Streite lag, vom Kopfe warfen. Er betheuerte schon auf der ersten Meile: er würde stracks zu seinem Großvaterstuhle zurückkehren, wenn er nicht dieses Märtyrerthum eines Engels wegen erduldete. — Paul hatte kein Mitleiden mit ihm. „Was hilft das Wehklagen?“ rief er lachend: „Nun müssen Sie im Nothstall aushalten. Warum ritten Sie nicht! Da säßen Sie frank und frei, wie ein König auf seinem Throne, stießen mit den Windmühlflügeln Ihres Hutes nirgend an, und würden nicht so geradebrecht.“ — Desto mehr zärtelte Skrupel mit dem Murrkopfe. Er hob ihn, so gut es seine schwachen Kräfte vermochten, in den Wagen und heraus, drückte sich in seine Ecke, damit der breite Nachbar mehr Raum hatte, und bediente ihn in den Wirthshäusern wie der aufmerksamste Kammerdiener. Allein er konnte die schlechten Speisen nicht verbessern, das harte Lager nicht weich machen, und die unverschämten Foderungen der

Gastwirthe nicht mindern. Darum ächzte und krächzte Medardus immerfort, und seufzte manchmal sogar bei einem Trunke sauern Bieres: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!" —

Uebrigens stieß unsern Reisenden kein besonderes Abenteuer oder Unglück in den ersten vier Wochen auf. So viel Zeit brauchten sie, bei Pauls sorgfältiger Schonung der Pferde, bis Berlin. Es war schon später Abend, als sie dort in einem ansehnlichen Gasthofe abtraten. Am folgenden Morgen ging Medardus, um einen Universitätsfreund zu besuchen, schon um vier Uhr aus, weil man ihn wegen seiner auffallenden Tracht vor der berüchtigten Berliner Straßenjugend gewarnt hatte. Er wollte lieber seinen Freund im Schlafe stören, als sich von den Rangen beunruhigen lassen. Sie machten auch wirklich den Weg noch nicht unsicher, als er um sechs Uhr wieder nach seinem Gasthofe zurück eilte.

Hier aber bekam er unerwartete Händel. Er fand den Gang, der zu seinem Zimmer und einigen andern führte, mit Israeliten und andern Leuten angefüllt, und kaum gewahrten sie ihn, so sagte ein Hebräer ziemlich laut zu seinen Nachbarn: „Schaut, do kümmet noch äne Figur, die ebbes will hoben!" — Alle sahen den Ankömmling flämisch an, spreizten sich mit Armen

und Beinen, und sperrten ihm den Paß. „Mit Erlaubniß!“ sprach er höflich, und wollte hindurch. „Bleiben Sie ruhig hinten!“ gebot ein dicker Weinhändler aus der Mitte hervor. „Wer eher kommt, mählt eher, das haben wir unter uns ausgemacht.“ — „Wie? was? entgegnete Medardus. „Mahlen Sie meinetwegen beim Teufel, nach der Reihe oder außer der Reihe! Aber der Weg hier muß frei seyn. Also Platz da, ihr Mauschel!“ — Damit warf er die Vorposten, ein Paar langbärtige, schmutzige Juden, auf die Seite, und drang vorwärts. Da brüllte der ganze Haufe: „Halt, halt!“ Und vor ihm erhoben sich drohende Fäuste und Stöcke, und hinter ihm ermannten sich die schon überwältigten Juden, und zerrten ihn am Rocke zurück. Muthig durchbrach er dennoch die zweite Linie, und stürmte schon die dritte, als der zornige Weinhändler seinen Stock, der fast so dick als ein Weinpfahl war, gegen ihn schwang, und ihm derb auf den Hut klopfte. „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!“ seufzte Medardus in seinem Herzen, und fuhr nun auch mit seinem Knüttel empor. Die dazwischen stehenden Juden und Christen duckten sich furchtsam; ein hitziges Gefecht begann über ihren Köpfen, und der Weinmann hieb so toll in's

Zeug hinein, daß er eine über seinem Haupte hängende große Laterne in tausend Stücke zerschlug.

Das Klirren des Glases und das Geschrei der Zuschauer, die zum Mitersatz des Schadens gezogen zu werden besorgten, durchgällte das Haus, der Gastwirth und einige Küper kamen gelaufen, und mit krampfhaftem Zittern schrie ein Hebräer ihnen entgegen: „Ich bin's nit gewest, ich gebe nicks derzu, der Herr Weinhändler hot zerschmeißt dos Loternche!“

„Ja, ich ersetze den Schaden;“ sagte der dicke Mann; „aber du rothbärtiger Judas bist ein Blaustrumpf!“

„Blaustrumpf! wos ist dos?“ rief der Jude. „Würd' ich bald hebben gor keene Strümpf uf de Gebeine, sollt' ich büßen und zohlen für fremde Leut. — Nä, nä, dos gaiht nit!“

„Aber was wollen die Herren insgesammt hier?“ fragte der Wirth.

„Geld holen,“ antwortete der Weinhändler. „Wir wurden gestern bestellt, uns diesen Morgen hier einzufinden und Zahlung zu empfangen.“

„Von wem denn?“

„Vom Herrn Baron Rauschling,“ rief das ganze Chor, und zeigte auf die nächste Thür.

Medardus erschrack; aber der Wirth lachte laut auf,

und sagte: „Da hätten Sie früher aufstehen sollen! Der Herr Baron ist schon gegen Mitternacht abgereist.“

„Wai! ah wai! wos sind mer geworden betörkelt!“ kreischten die Juden, und rauften sich Bart und Perücken; die Christen wünschten christlich: der Baron möchte auf der Reise den Hals brechen; kurz, die ganze Gesellschaft verließ mit lautem Verdruß den Platz, wo sie beinahe zwei Stunden vor einem leeren Neste gelauert, und sich um das Vorzugsrecht der Befriedigung gestritten und geschlagen hatte.

„Wer ist dieser Baron Rauschling?“ fragte Medardus ängstlich den Gastwirth.

„Ich weiß nichts von ihm, als seinen Namen;“ antwortete Dieser. „Er wohnte nur acht Tage bei mir. Aber seit einigen Jahren kommt er dann und wann nach Berlin, hält sich Monate lang hier auf, und hat denn da die Bären angebunden, die eben die Treppe hinab brummten.“

Der Doktor forschte, um sich nicht in der Person zu irren, nach der Gestalt der freiherrlichen Nase.

„Sie soll einmal lang gewesen seyn,“ antwortete der Wirth; „doch ein Duell, wie man sagt, hat sie verstümmelt.“

„Er ist's, er ist's!“ sprach Medardus für sich, und

fragte mit Bangigkeit: ob der Baron ein Frauenzimmer bei sich gehabt habe? Das verneinte der Gastwirth. „Gott sey Dank!“ sagte der Doktor, der seine vormalige Frau weder in dieser noch in jener Welt wieder zu sehen wünschte. Er beruhigte sich noch mehr, als er hörte, daß der Baron seinen Weg nach Norden genommen hätte. Dennoch hielt er es für möglich, daß der Abenteurer auf der nächsten Station umkehren, nach Berlin zurück kommen und wohl gar die vielleicht in der Nähe sich aufhaltende Lucinde mitbringen könnte; er stöberte deßhalb den Apotheker, der den Tumult verschlafen hatte, aus dem Bette, ließ geschwind anspannen, und zog weiter nach Süden.

Indem er in den Wagen stieg, fuhr ein Reisender vorbei. Dieser setzte sich flugs in den Kopf, der wundersam gekleidete Mann sey der bekannte Bauer, Johann Adam Müller, aus der Gegend von Heidelberg, der eben damals seinen fruchtbringenden Pflug verlassen, und sich nach Berlin begeben hatte, um dort den todten Saamen seiner Weissagungen auszustreuen. Unglücklicher Weise machte der irrgläubige Passagier gerade denselben Weg, den Fanny's Bräutigam vor sich hatte, und verbreitete ohne weitere Untersuchung in allen Gasthöfen, der berühmte Prophet sey ihm auf

den Fersen, um in seine Heimath zurück zu kehren. Als nun unsre Reisenden hinter Potsdam in ein Städtchen kamen, wo sie übernachten wollten, umringte den Doctor vor dem Wirthshause eine Anzahl von Menschen und fragte dringend: ob bald wieder Krieg werden würde? „Was weiß ichs?" schnurrte er sie an, und wollte ins Haus gehen. Aber die Ringmauer der Neugierigen umschloß ihn immer enger; und da er nicht über Krieg und Frieden mit der Sprache heraus wollte, hielt ihm ein Dutzend alte Weiber die flachen Hände vor's Gesicht, und bat flehentlich daß er ihnen daraus wahrsagen möchte. „Zum Teufel! ich bin ja kein Zigeuner," rief er wild, und setzte sich mit solcher Gewalt in Freiheit, daß einige der Mütterchen, die ihn traulich umklammert hatten, zu Boden fielen. Darüber gerieth das Volk in Aufruhr. „Grober Bauer!" schimpften hundert Stimmen, und Erdschollen und Steine flogen ihm nach. Die meisten Bomben aber trafen den Apotheker, der ihm wie ein treuer Schildknappe den Rücken deckte.

„Ist das Volk hier närrisch?" sagte der Doctor, als sie in der ihnen geöffneten Stube eine Freistätte gewonnen hatten. „Wären wir doch bald, wie der

heilige Stephanus, gesteiniget worden! O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!" —

Der Wirth brachte ihnen Abendessen und dazu ein Paar kleine weiße Brode. Hungrig brach der Doctor eins auf; es war beinahe ganz hohl. „Das wird mich nicht satt machen," sprach er.

Der schalkische Wirth, der als ein Ungläubiger und Freigeist im Städtchen verschrien war, sah lächelnd hin und sagte: „Es ist doch wunderbar, daß gerade Ihnen dieses Prophetenbrod zufiel!"

„Prophetenbrod? — Wie soll ich das verstehen?"

„Nun, ich meine, weil es so hohl ist, wie die Weissagungen der neuen Propheten." —

„Was gehn die mich an?" fragte Medardus; und da kam es denn endlich heraus, daß ihn jener Reisende, der einige Stunden vorher im Gasthofe gewesen war, als den Propheten Müller angemeldet hatte. Das verdroß ihn höchlich, und er seufzte wieder: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!"

Er richtete seine Reise nun so ein, daß er am hellen Tage den Wagen so wenig als möglich verließ, und erst nach eingebrochener Dunkelheit in den Nachtherbergen eintraf. Dessen ungeachtet fand er noch hier und da Leute, die an der Thür des Gasthofes auf den

ländlichen Propheten lauerten. Er war aber immer gleich beim Aussteigen sein eigener Herold, und rief mit starker Stimme: „Ich bin Doctor Medardus von Memel!" Da ließ man ihn unangefochten.

So kam er glücklich bis in die Gegend von Erfurt, wo er einige Tage ausruhen und versuchen wollte, ob er vielleicht von Röschen Schwan, die ihre früheste Jugend dort verlebt hatte, etwas erfahren könnte. Aber es war kein gutes Vorzeichen, daß einige hundert Schritte vor dem Thore der alte russische Wagen plötzlich der langen Reise überdrüssig ward, und mit gewaltigem Krachen zerbrach. Die beiden Inwohner, die gegen hundert und funfzig Meilen friedlich zurückgelegt hatten, stießen so fürchterlich mit den Köpfen zusammen, daß ihnen schier Hören und Sehen verging. Am übelsten kam der arme Apotheker dabei weg. Der Wagen zerfiel auf seiner Seite; sein schwerer Nachbar schoß ihm, wie ein Bergsturz, auf den Leib, und dennoch wandte der freundliche Mann den wenigen Athem, der ihm in dieser Presse zu Gebote stand, zu Höflichkeitsbezeigungen an. Er betheuerte, daß er sich sehr glücklich schätze, nicht auf den verehrten Freund gefallen zu seyn, sondern ihm vielmehr zu einem weichen Polster gedient zu haben. Der gute Narr wollte sich auch, da sie den Wa=

gen ausräumen und zu Fuß in die Stadt einziehen mußten, des Doctors Gepäck aufladen; er sank aber fast schon unter dem seinigen zusammen: der arkadische Schäfer mußte daher seinen Mantelsack selbst tragen. Es war noch heller Tag; und obgleich das Gerücht von des Propheten Ankunft nicht bis nach Erfurt geflogen war, so erregte doch des braunen Pilgers abenteuerliche Tracht viel Aufsehen. Die liebe Jugend zog in Schaaren neben ihm her, und machte sich mit deutscher Freimüthigkeit und Derbheit über ihn lustig. Er enthielt sich, durch Schelten in das Wespennest zu stören, und sang nur innerlich sein altes Lied: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!"

Der kranke Wagen ward von allen herbei gerufenen Wagenärzten für unheilbar erklärt, und um einen billigen Preis war kein gesunder zu haben. „Ein Nimmersatt überbietet den andern!" sagte Paul, als er die Stadt durchlaufen hatte. „Wer wird so viel Geld für einen Kasten hinwerfen, der uns vielleicht morgen wieder unter dem Leibe zerbricht! Ich schaffe für die Hälfte ein drittes Pferd, nebst den nöthigen Sätteln, und so reiten wir gemächlich die dreißig oder vierzig Meilen, die noch vor uns liegen. Unsere zwei Pferdchen gehen sanft wie eine Wiege, und sind so verstän-

dig und fromm, daß sie ein Kind an einem Faden lenken könnte. Also werden sich doch die Herren nicht fürchten, sie zu besteigen."

„Was fürchten!" versetzte der Doctor. „Ich fürchte mich mehr vor dem theuern Wagenkauf, als vor dem Reiten. Aber wie steht's mit Ihnen, Herr Licentiat?"

Skrupel entfärbte sich zagend, war aber aus angeborner Höflichkeit sofort willig, zu Pferde zu dienen. „So gefallen mir die Herren!" sagte Paul und eilte fort, den Roßhandel zu schließen.

Während der Zeit forschte der Doctor nach Röschens Pflegeältern; sie waren aber schon vor vielen Jahren gestorben, und man erinnerte sich ihrer kaum noch in dem Hause, wo sie gewohnt hatten. Traurig über den Verlust seiner letzten Hoffnung, eine Spur seiner Jugendfreundin zu finden, kam er in den Gasthof zurück. „Grämen Sie sich nicht, theuerster Gönner!" sagte Skrupel. „Denken Sie an die schöne Fanny und an die Worte eines berühmten Dichters:

Es küßt sich so süß die Lippe der zweiten,
Als kaum sich die Lippe der ersten geküßt."

„Sie sind ein schlauer Tröster!" schmunzelte Medardus. „Ich kann freilich das liebe Mädchen, das

mir von meinem bösen Weibe entrissen wurde, nie vergessen, aber Fanny wird mir's ersetzen."

Und mit ritterlichem Muthe bestieg er am nächsten Morgen seinen Gaul. Der Apotheker, dem kein Liebchen entgegen sah, kletterte verdrießlich, doch mit einer heitern Maske, in den Sattel. Paul rieth ihnen, den ersten Tag nur zwei Meilen im sanften Schritte zu reiten, und sie selbst waren auch nicht gesonnen, ein weiteres Ziel zu erjagen. Sie zogen Anfangs äußerst bedächtig und stumm neben einander her, oder lispelten nur einzelne Sylben: denn sie schienen zu befürchten, daß sie sich durch lautes Sprechen aus dem Gleichgewichte bringen möchten, wie in den Alpengegenden bisweilen ein schwacher Schall den Sturz einer Lawine bewirkt. Als sie aber sahen, daß sie leidlich fortkamen, ließen sie der Zunge freien Lauf. Skrupel rühmte des Doctors gute Haltung zu Pferde; Medardus war durch Gegenlob erkenntlich: sie glichen verbrüderten Schriftstellern, die einander wechselsweise in gelehrten Blättern weidlich herausstreichen. Wie aber mancher Unverbrüderte darüber lächelt, so lachte auch der kunsterfahrene Paul ins Fäustchen und dachte: Schweigt doch, ihr Schächer! — Dagegen genossen sie einige Verehrung von den ihnen begegnenden Landleuten, die den ernsthaften Me=

dardus für einen berühmten Wurm=Doctor und den freundlichen Licentiaten — der ein Kleid von gelbem Nankin und eine rothe Mütze trug — für seinen lustigen Diener ansahen, und sich freuten, sie beim nächsten Jahrmarkte auf einer Schaubühne zu finden.

Am folgenden Tage hatten die Ritter ihre Herberge noch nicht lange verlassen, als sie auf einem Blachfelde neben der Heerstraße eine zu Waffen= und Roßübungen ausgerückte Reiterschaar erblickten. Sie freuten sich weniger darüber, als ihre Klepper, die alsbald die Köpfe muthig hoben, die Ohren spitzten und ihre ehemaligen Kriegskameraden wiehernd begrüßten. Das Regiment, das Anfangs in einzelne Haufen getheilt war, und verschiedene Schwenkungen machte, zog sich, als sie näher kamen, plötzlich zusammen, die Trompeten schmetterten, und donnernd flog es über die Ebene hin. Da fuhr der Satan in die Rosse der lateinischen Reiter. Unaufhaltsam gingen sie durch, setzten über den Graben und stürzten den Reisigen nach. Des Doctors Hut und Perücke und Skrupels Mütze verließen, wie abtrünnige Freunde in der Noth, schon diesseits des Grabens ihre bedrängten Herren, die sich muth= und bügellos Gott und ihren Sattelknöpfen empfahlen. Vorwärts liegend und gespreitzt wie Frösche, folgten sie dem Sturmfluge

der Reiterei, bis „Halt!“ gerufen ward. Indessen hatten die beiden tollköpfigen Renner das Regiment eingeholt und schlossen sich, als ob sie dazu gehörten, an den linken Flügel an. Der nächste Offizier bemerkte den sonderbaren Zuwachs, und sagte lachend: „Sieh da, ein Paar Freiwillige!“

„Ja, wenn Sie unsere Pferde meinen, da haben Sie Recht!“ murmelte Medardus.

Jetzt kam Paul, mit den verlorenen Kopfdeckeln in der Hand, keuchend zu Fuß, weil sein dummes, weder von Muth, noch Ehrtriebe beseeltes Bauerpferd den ihm zugemutheten Rittersprung über den Graben hartnäckig verweigert hatte. „O, du Unglücksmensch!“ fuhr ihn der Doctor an. „Versuchs nur noch einmal, mich zum Reiten zu beschwatzen! Wir haben auf den Mähren, die Du uns als fromm und verständig anrühmtest, fast den Hals gebrochen, und nun stehn sie hier wie eingewurzelt. Hilf uns von dannen!“

Paul schob sich rasch zwischen die beiden alten Sünder, faßte sie rechts und links an den Zäumen, und zerrte sie wieder nach der Straße hin. Diese Heimführung, bei welcher sich die Ritter von der traurigen Gestalt ganz unthätig verhielten, ward von den lustigen Kriegsmännern laut belacht und bewitzelt; aber Me=

darbus stöhnte leise: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!"

Als sie am Graben abgestiegen waren, sprach er zum Apotheker: „Wir wollen uns nun vom Pferde auf den Esel setzen, nämlich auf die öffentliche Post, die ich darum so nenne, weil ihre schmalen, bretternen Sitzbänke mit dem harten Rücken eines hölzernen Strafesels viel Aehnlichkeit haben."

„Wohl wahr!" erwiederte Skrupel. „Das bedächtige Fuhrwerk geht aber nicht mit uns durch. Es dünkt mich daher sehr weise, davon Gebrauch zu machen."

Sie wanderten nach dem nächsten Städtchen. Paul folgte mit den Packpferden, und erhielt Befehl, bis auf weitere Verordnung daselbst zu bleiben. Nach einigen Ruhestunden begaben sich die Herren in's Posthaus, bestiegen die eben abgehenden hölzernen Esel, und ritten darauf bis Frankfurt. Hier wollte sich der Licentiat trennen; der Doctor bat aber um seine Gesellschaft bis Heidelberg, weil er ihn dort als Gesandten an Fanny — er wollte nicht sagen: als anmeldenden Bedienten — zu brauchen wünschte. Der gefällige Mann weigerte sich keinen Augenblick. Er that nur, indem umgespannt wurde, einen Sprung zu seinen Verwandten, und setzte dann die Reise mit fort. In den Morgenstunden des

folgenden Tages kamen sie in Heidelberg an, und traten im Baden'schen Hofe ab.

6.

Ausgang des Traumes.

„Gott sey Dank!" rief Medardus. „Da steh' ich denn endlich an der Himmelsthüre, wo mir der Verlust eines geliebten Mädchens, die Foltern einer unglücklichen Ehe, und die Drangsale einer langen, mühseligen Reise vergütet werden sollen."

„Ich wünsche von Herzen, daß es geschehe!" sprach der Apotheker. „Wenn nur nicht etwa — —" Er verschluckte, was er noch sagen wollte.

„Sie wollen mir wohl einen Floh in's Ohr setzen?" sagte der Doctor. „Sie denken, weil Sie Skrupel heißen, müssen Sie sich einmal skrupulös zeigen. Leiten Sie doch lieber ihren Namen von dem Apothekergewicht Skrupel her, und haben Sie einen so leichten Drittelquentchen=Sinn, als ich! — Der Traumgott ist mein alter Freund; ich weiß, wie ich mit ihm stehe. Er hat mich noch nie getäuscht, und wird nicht erst heute damit anfangen. Rüsten Sie sich also, wenn ich bitten darf, zur Gesandtschaft an Fanny."

Der Licentiat legte sein gelbes Schmetterlingsgewand, das auf dem Postwagen sehr unscheinbar geworden war, hurtig ab, und bekleidete sich mit einem feinen schwarzen Rocke. Während der Zeit schrieb der Doctor mit möglichster Zierlichkeit auf eine Karte: „D. M. v. M. meldet seine glückliche Ankunft, und ersucht um Bestimmung der Stunde, wenn er der schönen Fanny aufwarten darf.“ — Skrupel, indessen fertig geputzt, bat um Verhaltungsbefehle. „Geben Sie dieses Blatt,“ sagte Medardus, „in der auf Fanny's Karte bezeichneten Wohnung ab, und erwarten Sie Antwort! Nennen Sie aber meinen Namen nicht, und ziehn Sie mit guter Art den Kopf aus der Schlinge, wenn man Sie etwa über meine Gestalt oder mein Alter ausfragen will.“ —

Um der Gesandtschaft mehr Glanz zu geben, fuhr der Licentiat in einem Miethwagen aus. Er klopfte säuberlich an die rechte Thür: sie ward ihm von einem Dienstmädchen geöffnet. Er fragte, ob er das Vergnügen haben könne, Fräulein Fanny zu sprechen. Da kam eine alte, dicke Dame, die das Anbringen im Zimmer gehört hatte, eilig gewackelt, nöthigte ihn hinein, und sagte: „Hab' ich vielleicht das Vergnügen, den längst von Fanny erwarteten Herrn D. M. v. M vor mir zu sehen?“ — „Ich bin's nicht selbst,“ erwiederte

Skrupel, „aber ich komme von ihm!“ — „Also wahrscheinlich sein Kammerdiener?“ — Er antwortete mit einer zweideutigen Verbeugung. Die Alte zog ihm die Anmeldungskarte hastig aus der Hand, las sie und sagte: „Der Engel wohnt nicht hier; aber mein Mädchen soll schnell hinlaufen, und Antwort zurück bringen. Nehmen Sie indessen Platz!“

Das Mädchen schoß fort. Die Alte war mit dem vermeinten Kammerdiener allein. Sie setzte ihm Wein vor, bot ihm aus ihrer Schnupftabackstose, der sie selbst fleißig zusprach, eine Prise um die andere an, und als sie ihn mit allen diesen Höflichkeiten sattsam bestochen zu haben glaubte, nahm sie ihn über den Herrn v. M. — denn sie vermuthete hinter diesen Buchstaben einen tüchtigen Edelmann — scharf ins Verhör. Der ehrliche Licentiat war gezwungen, sich gegen das Heer von Fragen, das auf ihn einstürmte, mit einer Nothlüge zu verschanzen. Er gab vor: er sey erst in Frankfurt am Main in des Herrn D. M. v. M. Dienste getreten, und ihm sey daher nicht einmal dessen Name, geschweige die Zahl und Lage seiner Güter bekannt. Damit mußte sich die fragselige Matrone abspeisen lassen.

Nach einer ängstlichen Viertelstunde kam das Mädchen mit der Antwort zurück: Fanny sey über des Herrn

v. M. glückliche Ankunft höchst erfreut, und erwarte Nachmittags um fünf Uhr seinen Besuch in ihrem freundlichen Garten vor dem Mannheimer Thore. Skrupel ließ sich den Weg dahin genau bezeichnen, warf sich wieder in den Wagen, und erstattete im Baden'schen Hofe seinen Gesandtschaftsbericht.

„Sehen Sie, wie alles eintrifft!" jubelte Medardus. „Der Garten, wo mich Fanny empfangen will, ist die arkadische Landschaft, die ich im Traume sah. Nun leb' ich und sterb' ich darauf, daß auch Fanny ganz das Engelsbild seyn wird, das mir dort erschien. — O Licentiat, was bin ich für ein glücklicher Mann!"

Aber im Momente dieser Entzückung fielen ihm sein Hut und Stutz in die Augen, und mit finsterm Gesichte fuhr er sie an: „Dürft' ich euch doch vernichten, ihr Scheuel und Gräuel! — ihr widrigen Andenken eines verhaßten Weibes! — Aber ein Eid bindet mir die Hand, und ich muß mich am schönsten Tage meines Lebens von euch verunstalten lassen. — Ach, was wird Fanny vor mir erschrecken!" —

„Erlauben Sie, das glaub' ich nicht;" sprach der Licentiat. „Fanny saß ja schon im Traume neben Ihnen, und Sie waren damals nicht anders gekleidet."

„Herr," rief Medardus, „Sie wollen mich schrauben;

doch wider Ihren Willen hatten Sie einen recht tröstlichen Einfall. Es ist allerdings so, wie Sie sagen. Ich rief von Deutschland's schönen Töchtern diejenige auf, der in den Morgenstunden des ersten Aprils etwas Aehnliches, wie mir geträumt habe — Fanny trat hervor — also sah sie mich unstreitig eben so klar, als ich sie. — Nun bin ich ruhig."

Gegen fünf Uhr ging er mit dem Licentiaten nach Fanny's Garten. „Spazieren Sie ein Weilchen hier herum," sprach er vor der Thüre; „ich werde Sie, wenn die ersten Begrüßungen vorbei sind, hinein rufen."

In der linken Hand den Hut, in der rechten Fanny's Karte, trat er mit zierlichem Anstand in den Garten. Zwei Frauenzimmer, deren Gesichtszüge seinen schwachen Augen nicht deutlich waren, kamen ihm aus einer etwas entfernten Laube entgegen. Sie hatten aber kaum zehn Schritte gethan, als eine derselben plötzlich, mit einem lauten Schrei, der andern in die Arme fiel. Er eilte hin, wollte hülfliche Hand bieten, und fuhr mit Entsetzen zurück, denn die Ohnmächtige war — Lucinde.

„Was ist Ihnen, mein Herr?" sagte die uns schon bekannte dicke Dame, die Lucinden in den Armen hielt: „Kommen Sie doch her, und helfen Sie mir die arme Fanny nach der Laube bringen."

„Wie? das soll Fanny seyn?“ — rief er wild, und drückte den Hut auf den Kopf. „Diese alte, jugendlich gemalte Buhlerin wollte das Himmelsmädchen vorstellen, das ich im Traume sah? — Welch dummer Versuch, einen ehrlichen Mann zu betrügen!“ —

Indessen war es der dicken Dame gelungen, die verstellte Kranke, die sich ihrer Füße recht gut hätte bedienen können, in die Laube zu tragen. Kaum war sie der Bürde los, so trat sie mit eingestemmten Armen vor den Doctor, und sagte heftig: „Schweigen Sie von Betrug, mein Herr, und greifen Sie in Ihren eigenen Busen! Ich ahne, wer Sie sind; ich erinnere mich sogar, Ihre merkwürdige Figur vor Zeiten gesehen zu haben. — Aber nach Ihnen, mein Herr, hat meine Freundin gar nicht geangelt! — Ihr träumte vor einigen Monaten, daß sie mit einem schönen, jungen Edelmanne den Bund der Liebe schließe. Mußten wir also nicht glauben, daß er es sey, der kurz darauf unter den Buchstaben **D. M. v. M.** eine geträumte Braut suchte? — Folglich waren Sie es, mein alter, unschöner Herr, der uns täuschte, indem sie sich anmaßten, sich durch diese Buchstaben ein adeliges Ansehen zu geben.“

„Das lügt der Teufel aus Ihnen!“ fuhr er auf. **D. M. v. M.** heißt Doctor Medardus von Me=

mel, und das ist mein Name und mein Wohnort."

Sie machte ihm eine höfliche Verbeugung, deren Erwiederung er schuldig blieb. Dennoch zwang sie sich zu einer holdseligen Miene, und sagte: „Was streiten wir über eine geschehene Sache? Da Sie nun einmal hier sind, mein werther Herr Doctor, so läßt sich meines Bedünkens der verworrene Handel am besten schlichten, wenn Sie Lucinden die begangenen Fehltrittchen verzeihen, und sich auf's neue mit ihr verbinden."

Er lachte grimmig und belegte die Friedensräthin mit so empfindlichen Namen, daß sie darüber ganz außer sich gerieth. Sie sprang wie ein Tiger auf ihn los, und mit allen zehn Fingern, die sich zu Krallen krümmten, fuhr sie ihm nach den Augen. Er zog sich mit vorgestrecktem Stocke zurück; sie verfolgte ihn Sprung auf Sprung, jagte ihn so aus dem Garten, und warf die Thür hinter ihm zu.

„Himmel! was begab sich?" fragte der Licentiat. „Warum wurden Sie aus Arkadien vertrieben?"

„Ein schönes Arkadien!" rief Medardus. „Ich reis'te zweihundert Meilen, um hier unter dem Namen Fanny die schändliche Lucinde zu finden."

Der Licentiat erstarrte dermaßen, daß ihm die Stimme versagte. Desto redseliger schalt Jener auf dem Wege

nach der Stadt seinen Unstern, daß ihn der Traum am ersten April so heillos in den April geschickt hatte.

Sie waren nicht weit vom Thore, als zwei junge Frauenzimmer, denen ein kleiner Jokei folgte, bei ihnen flüchtig vorbei huschten. „Gott! mein Traumbild!“ — rief Medardus, und eilte den Frauenzimmern nach. Er holte sie schnell ein, grüßte sie, und bat das schönste der beiden Mädchen, das ganz das Abbild seiner arkadischen Geliebten war, um Gestattung eines Besuchs, den er, wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit, je eher je lieber abzulegen wünsche. Die junge Schöne erschrack, sah ihn mit großen Augen an, ergriff ihre Freundin am Arme, und floh mit Angst und Zittern, weil sie ihn, wegen seiner grotesken Tracht und ieltsamen Anrede, für einen Wahnsinnigen hielt. Er, dadurch nicht abgeschreckt, trabte frisch neben ihr her. Der Jokei, ein muthiger Junge, trat als Beschützer seiner Herrin auf, gebot ihm, sich zu entfernen, und da er nicht Folge leistete, versuchte der kleine Mann, seine Worte durch Rippenstöße geltend zu machen. David und Goliath kämpften mit einander dur'chs Thor, die nächste Straße hinauf, und bis vor das Haus, wo die Frauenzimmer hinein schlüpften. Hier aber behielt der Stärkere die Oberhand, und stürmte, ungeachtet ihn

Davidchen aus Leibeskräften am Rocke hielt, ins Haus hinein, die Treppe hinauf, und mit den fliehenden Mädchen zugleich in ein Zimmer.

„Mutter, Hülfe, Hülfe!“ schrie die Verfolgte.

Schnell erschien, aus einem Nebenzimmer kommend, ein junge, wohlgebildete Frau, der man kaum ein Alter von dreißig Jahren ansah. Sie hob beim Anblick des braunen Mannes mit Erstaunen beide Hände empor, und rief mit bebender Stimme: „Ist's möglich? — Seh' ich recht? — Herr Doctor Medardus!“ —

Er starrte sie einen Augenblick an, trat näher und schrie auf: „Röschen! — Röschen Schwan! —

„Ja, ich bin's!“ sagte sie weichmüthig, und er drückte sie mit stürmischer Freude an seine Brust.

Als die heftig bewegten Herzen etwas ruhiger geworden waren, begegneten sich von beiden Seiten Fragen auf Fragen nach den erlebten Schicksalen, seit der Trennung in Leipzig. Es erhob sich ein freundlicher Streit, wer zuerst die Neugier des Andern befriedigen solle. Medardus bequemte sich dazu. Er bat nur um Erlaubniß, daß er zuvor seinen abhanden gekommenen Reisegefährten, der vermuthlich an der Hausthüre schildern werde, herauf rufen dürfe. Das ward zugestanden. Er ging hinab, fand den verlorenen Mann, und

rief: „Hier herein, mein wackerer Kompan! Hier ist Arkadien!'

Nachdem der Licentiat eine überflüssige Menge von Reverenzen oben gemacht hatte, erzählte Medardus sein Abenteuer drollig genug, und bereitete damit seiner Freundin ein herrliches Lachfest.

Er fragte nachher, ob sie von Lucindens bisherigem Lebenslaufe unterrichtet sey.

„Nur Stückwerk weiß ich davon," antwortete sie. „Baron Rauschling verließ sie nach einigen Jahren; sie hatte dann verschiedene flüchtige Verbindungen mit andern Männern, zog auch lange Zeit als wandernde Schauspielerin in der Welt herum. Jetzt ist sie — in Gesellschaft der ebenfalls von ihrem Manne geschiedenen Kriegsräthin Rummel, die Ihnen heute die Augen auskratzen wollte — eine irrende Glücksritterin, und machte daher bei Gelegenheit des von Ihnen erlassenen Aufrufs an Deutschlands Schönen rasch den Versuch, einen neuen Verehrer — oder wenigstens Ernährer — zu erobern. Es wundert mich nur, lieber Doctor, daß Ihre Handschrift auf der Anmeldungskarte die verschlagene Frau nicht stutzig gemacht und abgeschreckt hat, die Komödie bis zum letzten Auftritte zu spielen."

„Meine Hand hat sich seit zwanzig Jahren ganz ver=

ändert," antwortete Medardus. „Ich hatte mich überdieß wider meine Gewohnheit der Schönschreiberei beflissen, um mich dadurch der vortrefflichen Fanny zu empfehlen. — Doch kein Wort weiter von der Landstreicherin! Ich bitte nun, liebe Freundin, um Ihre eigene Geschichte."

„Die Hauptbegebenheiten derselben kann ich mit wenigen Worten umfassen," sagte sie. „Lucinde verhandelte mich, während Ihrer Abwesenheit, an eine Frau von Wieden aus Frankfurt am Main, die sich damals in Leipzig aufhielt, und mit zur Genossenschaft der Kriegsräthin Rummel gehörte. Ich erfuhr diesen Sclavenhandel erst am Morgen des Tages, an welchem sie nach Frankfurt zurück kehrte. Da mußte ich meine Kleider schnell zusammenpacken; eine Stunde nachher saß ich schon neben ihr im Wagen, und das gute Leipzig lag hinter mir.

Sie behandelte mich gütig; sie ging mit mir wie mit einer Freundin um; doch ließ man mich bei Tag und Nacht keinen Augenblick allein. Ich ward, wie ich bald merkte, mit Vorsatz so scharf beobachtet, um mir die Absendung eines Briefes unmöglich zu machen. Darum konnte ich Ihnen, so oft ich es auch versuchte, keine Nachricht von mir geben.

Als ich mich ein halbes Jahr in dieser Gefangenschaft befunden hatte, bewarb sich Emmerich, ein braver junger Mann, um meine Gunst, und ward nach Ueberwindung vieler Hindernisse, die uns theils seine Verwandten, theils Frau von Wieden in den Weg legten, mein Gatte. Wir bezogen sein schönes, vier Meilen von hier liegendes Landgut, und lebten häuslich froh. Die Geburt meiner Emma, die vorhin Ihr Leitstern in dieses Zimmer war, erhöhte unser Glück. Aber es dauerte leider nur zwei Jahre; dann ward ich Witwe."

„Witwe?" — rief der Doctor, und ein Strahl der Freude flog etwas unschicklich über sein Gesicht. „Haben sich aber wohl wieder verheirathet?" setzte er zaghaft und leise hinzu.

„Nein!" antwortete sie.

„Das freut mich!" sprach er schnell, und ward nach dieser Uebereilung blutroth.

Sie stellte sich, als hätte sie weder seinen Beifall, noch sein Erröthen bemerkt.

„Ich und meine Tochter," fuhr sie fort, „bewohnen im Sommer das uns vererbte Gut, und besuchten jetzt nur auf einige Tage unser Winterhaus, um verschiedene kleine Geschäfte zu besorgen. Es ist daher ein

sehr glücklicher Zufall, daß dieser Ausflug in die Stadt gerade mit Ihrer Anwesenheit in Heidelberg zusammentrifft; sonst hätten wir uns wohl in dieser Welt nicht wieder gefunden."

„Gelobt sey das gütige Schicksal, das meinen liebsten Wunsch erfüllte!" sagte Medardus.

Während dieser Gespräche hatte Emma in einem andern Zimmer den Abendtisch bestellt, und meldete jetzt ihrer Mutter, daß er bereit sey. Frau Emmerich führte ihre Gäste zur Tafel, und füllte die aufgestellten grünen Römer mit köstlichem Rheinweine. Der Licentiat kostete mit Andacht davon, und sagte: „Ach! dieser Nektar erinnert an das Sprüchlein:

„Vinum Rhenense
Est decus et gloria mensae."

„Ja mein Freund," fiel der Doctor ein, „hier ist ein anderes Leben, als in Memel."

„O, scheiden Sie doch nicht unfreundlich von der guten Stadt!" entgegnete Skrupel. „Denn Sie wenden sich doch nicht wieder dahin."

„Ha, ein neuer Prophet!" sagte der Doctor. „Hans Adam Müllers Nachbarschaft steckt Sie an. Ich wünsche nur, daß Ihre Weissagung nicht so hohl sey, wie das Prophetenbrot im Städtchen bei Potsdam." —

Die junge Witwe sah bei diesen dunkeln Wechselreden, deren Beziehung sie aber leicht errieth, schweigend auf ihren Teller. Sie lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände, und des Doctors Loos war noch unentschieden, als er sich, nach aufgehobener Tafel, mit seinem Gefährten in den Gasthof begab.

Am folgenden Morgen ging er allein auf die Heirath, und kam nach einigen Stunden höchst vergnügt zurück. „Skrupel, Sie sind ein wackerer Prophet!“ rief er aus: „Ich gehe nicht wieder nach Memel. — Die alte Liebe hat nicht gerostet; Röschen wird meine Frau. — Sie ist freilich seit dem Tage, da sie in Leipzig auf meinem Schooße saß, zwanzig Jahre älter geworden; aber sie gefällt mir noch wie damals, und schickt sich fein für meine Jahre. — Sehen Sie, Freund, so hat mich mein arkadischer Traum am Ende doch nicht betrogen. Ich bin nun mehr als jemals ein gläubiger Träumer, und schußfest gegen allen Spott; denn die jetzige Welt, die selbst so viel von übersinnlichen Dingen träumt, wird mich mehr loben, als tadeln.“

IV.

Das beschützte Bild.

1.

In einem fernen Lande lebte vor alter Zeit ein junger Ritter, Namens Landolin, der mehr zu einem arkadischen Schäfer als zu einem Kriegshelden geboren schien. Es machte ihm kein Vergnügen, mit andern Jünglingen seines Standes nach dem Ringe zu rennen oder Lanzen zu brechen: er spielte lieber die Zither, und sang Lieder dazu, wie sie ihm auf der Stelle sein Herz eingab. Der Inhalt derselben war die Liebe, die von Rechts wegen alle Lieder beseelen sollte; denn ohne sie ist jeder Gesang ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Der ritterliche Sänger liebte vor der Hand nur ein schönes Traumbild, das ihn oft im Schlafe besuchte,

zärtlich mit ihm kos'te, aber niemals entdeckte, wo es leibend und lebend zu finden sey. Darüber seufzten und klagten seine Minnelieder. Endlich war er auf eine wunderbare Weise so glücklich, seine lieblichen Träume ausgehen zu sehen. Wie sich das begab, das soll der Leser zu gehöriger Zeit erfahren.

Ein Saal in Landolins alter Burg, die er, nach frühzeitigem Hintritt seiner Aeltern, einsam bewohnte, war den Bildnissen seiner Ahnen gewidmet. Geharnischte Männer blickten ernst und muthig von den Wänden herab. In ihrer Mitte sah man eine fremde Gestalt, die das Ansehen eines ehrwürdigen Priesters hatte, und daher unter jene weltlichen Helden nicht zu gehören schien. Es war ein alter Mann, mit langem schneeweißen Barte, in schwarzer morgenländischer Tracht. Landolin betrachtete dieses Bild von Jugend an mit Ehrfurcht, uúd nahm es eines Tages lebhaft in Schutz, als es einige junge Wildfänge, die ihn besuchten, muthwillig mißhandeln und vernichten wollten. Er ward wegen dieser ernsten Abwehr von einem der Bildstürmer zum Zweikampf gefodert, und gerieth durch schwere Wunden in Lebensgefahr. Dennoch widerstand er auch in der Folge jeder Anmuthung, den unbeliebten Greis aus der Reihe seiner Väter zu entfernen.

Einsmals aber, da er sich auf einer Reise befand, hatte sein Burgwart den Einfall, das auch ihm verhaßte Bild feindlich anzutasten, und in eine dunkle Kammer zu verweisen. Er wollte, wenn es über kurz oder lang vermißt würde, gegen seinen Herrn vorgeben: es sey einmal bei nächtlicher Weile abhanden gekommen, ohne daß er wisse, wohin es der böse Feind oder ein Zauberer entführt habe. Aber in der folgenden Nacht hörte er im Saale ein Gepolter, und den Morgen darauf sah er mit Erstaunen, daß einer von Landolin's Ahnherren, der Ritter Odo, dessen Bildniß seit undenklicher Zeit seinen Platz neben jenem Gemälde gehabt hatte, von der Wand verschwunden war. Erschrocken lief er in die Rumpelkammer, wohin er den langbärtigen Priester verbannt hatte, und fand dort die alten Nachbarn neben einander. Mit Grausen trug er sie in den Rittersaal zurück. Herr Odo ließ aber die Sache nicht ungeahndet. Er bestrafte den unbefugten Quartiermeister unter Weges mit so gewichtigen Ohrfeigen, als hätte ihm Götz von Berlichingen seine eiserne Hand zu diesem Geschäfte geliehen.

Odo's so wundersam bewiesene Neigung zu dem Greise, dessen Namen niemand zu nennen wußte, erklärte folgende alte Familiensage.

Herr Odo war ein wüster Mann,
Der böser Thaten viel begann.
Er band sich nicht an Treu' und Glauben,
Beritt den Heerweg, um zu rauben;
Auf Saaten tobte seine Jagd,
Und ward ein Widerspruch gewagt,
So streckt' er noch des Landmanns Heerde,
Gehetzt mit Hunden, todt zur Erde.

Einsmals, bei so verruchter That,
Stand plötzlich, wie ein Geist sich naht,
Bei ihm ein fremder greiser Mann,
Und redet' ihn mit Sanftmuth an:
„Was thaten dir die frommen Schafe?
Halt ein, daß nicht dein Gott dich strafe!“

Doch Odo lachte frech darob;
Drauf seinen Stab der Greis erhob,
Und sprach, zum Felde hingewandt,
Ein Wort, das Jener nicht verstand;
Und als er kaum dieß Wort gesagt,
Erstarrte flugs die wilde Jagd;
Die Hunde schienen all' zu Stein
In einem Nu verwünscht zu seyn.

„Verdammter Graubart! Höllensohn!“
Rief Odo: „Da! nimm deinen Lohn!“
Er schwang sein Raufschwert nach dem Alten,
Doch dessen Haupt blieb ungespalten.
Der Arm, der rasch das Schwert gefaßt,
Starrt' in die Luft hin, wie ein Ast,
Und ließ sich im gezwungnen Schweben
Kein Haar breit senken oder heben.

Als jetzt der Ritter, bang' und zahm,
Zu Bitten seine Zuflucht nahm,
Sprach Jener: „Sey mit deinen Hunden
Der Fessel wiederum entbunden!
Doch fessle selbst dein wildes Blut
Und deinen frechen Uebermuth;
Denn bei der nächsten Unthat droht
Dir ein gewaltsam schneller Tod.“

Drauf Odo. mit erbleichten Wangen:
„Mich reut's, daß ich mich oft vergangen.
Ich wuchs zu solchem Lebenslauf
Ohn' alle Lehr' und Warnung auf.
O Heil'ger, nimm dich meiner an,
Und leite mich auf gute Bahn!
Komm in mein Schloß, mich zu belehren:
Ich will dich als dein Sohn verehren.“

Und als bis in den dritten Mond
Der Greis in Odo's Burg gewohnt,
Verließ er ihn als wackern Mann,
Der fürder Lieb' und Lob gewann.

Während jener Lehrzeit trug ein wandernder Bildnißmaler seine Kunst in der Burg an. Odo ergriff diese Gelegenheit, sich ein Conterfei seines Lehrers zu verschaffen, wies dem wohlgerathenen Gemälde einen Platz neben seinem eigenen Bildnisse an, und befahl noch in seinem letzten Willen, daß sie zu ewigen Zeiten nicht von einander getrennt werden sollten.

2.

Landolin hatte den Bildersaal lange nicht besucht, als ihn eines Abends ein plötzliches, wunderbares Verlangen dahin drängte. Er trat mit einem Knaben, der ihm eine Fackel vortrug, hinein. Da bewegten sich alle Bilder, wandten die Köpfe nach ihm, und starrten ihn finster an, als wollten sie ihm sein langes Ausbleiben verweisen. Erschrocken ließ der Knabe die Fackel aus der Hand fallen und lief davon. Muthiger ging Landolin, mit der aufgehobenen Fackel, von einem Bilde zum andern. Keins regte sich mehr; doch die Stirnen wa=

ren noch gefaltet. Nur Odo's Lehrer, der silberbärtige Greis, sah mild und freundlich aus, wie immer. Indem aber Landolin zu ihm trat, hob er seine dürre, bleiche Hand, und zeigte damit nach der Himmelsgegend des Morgens. Da faßte der junge Ritter ein Herz und sprach: „Warum deutest du dahin? ehrwürdiges Haupt! Tadelst du vielleicht, daß ich in dieser Burg müßig und einsam lebe? Soll ich gegen Morgen ziehen, um rühmliche Abenteuer oder eine Hausfrau zu suchen?" Der Greis nickte bejahend mit dem Kopfe; alle übrige Bilder thaten ein Gleiches. „Wohlan!" sagte der Jüngling; „ich will, ehe die Sonne zum zweiten Mal wieder aufgeht, euer Geheiß befolgen!"

In der folgenden Nacht hatte er einen bedeutsamen Traum. Es erschien ihm ein junges, sehr niedliches Mädchen oder Weibchen, das beim ersten Anblick wie ein großer Vogel aussah; denn seine Kleidung war mit bunten Federn bedeckt oder vielmehr ganz davon zusammengesetzt. Die angenehme Erscheinung schwebte tanzend vor ihm, und sang:

Ritter, willst du ganz verrosten
Hier am liebeleeren Ort?
Zeuch nach Osten, zeuch nach Osten!
Schöne Mädchen gibt es dort.

Kämpfe wird es freilich kosten
Gegen einen starren Feind:
Doch erwartet dich in Osten
Auch ein mächt'ger Freund.

Der Träumende sah die Sängerin staunend und schweigend an. Da sang sie weiter:

Bin ich keiner Antwort werth?
Immer schweige, schweige!
Nur besteige bald dein Pferd,
Daß dein Glück auch steige!
Reite Tag für Tag
Einem Vogel nach,
Der bestimmt ist, dich zu leiten.
Er wird treu voran dir ziehn,
Und zur Schönen dich begleiten,
Die dir oft im Traum erschien.

Hier verschwand die Sängerin wieder.

Am Morgen erinnerte sich Landolin des nächtlichen Besuchs vollkommen, und widmete den ganzen Tag dem Geschäfte, sein Haus zu bestellen und sich zur Abreise zu rüsten.

Als die Sonne wieder aufging, ermunterte den Schlafenden ein mehrmaliges Klopfen an sein Kammerfenster. Der Wecker war ein großer Vogel, mit blauen, rothen, gelben und grünen Federn glänzend geschmückt. Er saß draußen vor dem Fenster; und als er sah, daß Landolin die Augen öffnete, rief er mit lauter Stimme:

Zu Roß, Herr Ritter, zu Roß,
Ich heiße Regenbogen
Und weither kam ich geflogen,
Zu werden dein Reisegenoß.
Wir wollen zusammen fliegen und traben,
Bis wir dein Liebchen gefunden haben.

Landolin sprang auf, warf sich in seine Kleider, und befahl zu satteln. „Nimm auch deine Zither mit!" sagte der Vogel. „Ich bin ein Freund der Tonkunst; du kannst mir manchmal in den Nachtherbergen etwas vorspielen." Der Ritter, der sich ohnedieß nicht gern von seiner Zither trennte, übergab sie, in einem zierlichen Gehäuse verwahrt, seinem Reisediener, der sich (weil er, nach Art solcher Leute, immer nur auf handgreiflichen Nutzen sah) im Stillen wunderte, wie sein

Herr eine Freude daran haben könne, das brotlose Spielwerk mit sich herum zu führen.

Von einem heitern Frühlingsmorgen umlächelt, setzte sich Landolin zu Pferde. Sein geflügelter Wegweiser zog in mäßiger Höhe gegen Osten vor ihm her, und sah sich fleißig um, ob der Ritter nachkomme. Dieser war so wohlgemuth, wie er sich in seinem ganzen Leben noch nicht gefühlt hatte. Er blickte nach seiner Burg zurück und sang:

Leb' wohl, du altes Schloß!
Mich trägt mein gutes Roß
Aus deinen stillen Mauern;
Doch darfst du drob nicht trauern.
Ich kehre bald zurück zu dir,
Und Lieb' und Freude folgen mir.

Trübsinn und Einsamkeit,
Sie sitzen stumm und breit
In deinen öden Hallen;
Das will mir nicht gefallen.
Die düstern Wesen müssen fort,
Und Lieb' und Freude wohne dort!

Die Blumen, zart und hold,
Viel werther mir als Gold,
Will ich, wie mir befohlen,
Aus fernen Landen holen.
Das Leben ist nicht lebenswerth,
Wenn es der Lieb' und Freud' entbehrt.

3.

Als es Abend ward und die Reisenden eben in der Nähe eines Wirthshauses waren, sagte Regenbogen: „Genug für heute! Hier wollen wir Nachtlager halten." Landolin ließ sich ein Gemach anweisen; der Vogel schlüpfte mit hinein, und setzte sich bescheiden in einen Winkel. „Willst du mitspeisen?" fragte der Ritter, als man ihm Essen aufgetragen hatte. „Ich bedanke mich;" antwortete Regenbogen. „Ich hab' unter Weges einige Hornissen, die deinen Gaul stechen wollten, aufgefangen und verschluckt; davon bin ich satt." Landolin belachte diese Genügsamkeit. „Ja!" fuhr Regenbogen fort: „wir Vögel sind mäßiger als ihr Menschen! Wir machen Jagd auf Gewürm und anderes Ungeziefer, das euch belästiget und die Früchte eurer Felder und Gärten zerstört: ihr aber verschlingt uns, die euch nichts zu Leide

thun; ihr schont sogar der Lerche und anderer lieblichen Sangvögel nicht; es fehlt nur noch, daß ihr auch die Nachtigall bratet. Ist das nicht Undank?"

Zitherspiel besänftigte den Grübler. Er steckte den Kopf unter den Flügel, und schlief ein.

Bei Tages Anbruch wieder wach, rief er, zupfend am Bette des Ritters: „Hervor aus den Federn, du Faulenzer! Wir haben eine starke Tagereise vor uns." Dann flog er in den Stall und schalt tüchtig, weil die Pferde noch nicht gesattelt waren. Indessen hatte der Wirth seinem Gaste die Rechnung gemacht, und übergab sie eben, als Regenbogen zurück kam. Er blickte hinein, und schrie auf: „Spitzbube, du hast mit doppelter Kreide geschrieben!" Der Wirth, dem es ganz unerwartet war, sich von einem Vogel so anschnurren zu hören, lief mit Schrecken davon. Landolin war etwas unzufrieden, daß sich Regenbogen in Dinge mischte, die ihn nichts angingen. „Ich gehorche dem Befehl meines Herrn, der mich gesandt hat;" entgegnete Dieser. „Ich soll dein Wegweiser, dein Oberaufseher, dein Alles in Allem seyn." Das mußte sich der Ritter freilich gefallen lassen; er war aber hinter des Oberaufsehers Rücken so großmüthig, des Wirths unmäßige Rechnung ohne Abzug zu bezahlen.

Später warf sich Regenbogen sogar zum Sittenrichter auf. Das geschah in einer Stadt, wo man einen Rasttag machte, um die Pferde ruhen zu lassen. Landolin besuchte dort einen Freund, der ihn in eine Gartengesellschaft führte, die aus den feinsten Männern und Frauen des Orts bestand. Da war unter andern ein schönes Fräulein, das den Augen unsers Ritters gefiel, und auch ihm nicht abhold schien. Lustwandelnd wechselten sie freundliche Worte mit einander. Auf Landolins Lippen schwebte schon eine Liebeserklärung, die er eben aussprechen wollte, als ihm Regenbogen, aus der Luft herab schießend, zurief:

Halt! ich gebiete dir:
Lieble nicht hier!
Schmetterling, bist du so flüchtig?
Hast doch die rechte Braut
Oft schon im Traum geschaut;
Mach' sie nicht eifersüchtig!

Erschrocken sah das Fräulein empor, und floh mit Grausen den Liebhaber, der einen Vogel aus der Zauberwelt zum Hofmeister hatte.

Dergleichen Auftritte fielen in der Folge noch einige vor; doch dabei nicht verweilend, wollen wir uns sogleich zu einer wichtigern Begebenheit wenden.

4.

Eines Tages, als Regenbogen den Ritter durch einen öden Wald führte, erhob sich unweit ihres Weges ein jämmerliches Geschrei. „Laß uns sehen, was es dort gibt!" sagte der Vogel, indem schon Landolin dahin sprengte. Der Schreier, ein kurzer, dicker, ungefüger Mann, befand sich allerdings in einer sehr mißlichen Lage. Ein aufrecht gehender Bär war eben im Begriff, ihn mit ausgebreiteten Vorderbeinen zu umhalsen, und schien den ihm entgegen gestreckten Jagdspieß, der ihn von dieser Liebkosung abschrecken sollte, nicht zu achten. „Hülfe! Hülfe!" schrie der Dicke, als er den Ritter ankommen sah. „Ich bin Fürst Ulfo — rette mich! — Ich schenke dir die Hälfte meines Reichs, und gebe dir meine Tochter zur Gemahlin." —

„Topp! wir halten dich beim Worte!" sagte Regenbogen, und schon lag der Bär vom ritterlichen Schwerte zu Boden gestreckt.

Sobald sich das Thier nicht mehr regte, lebte des

Fürsten Gefühl seiner hohen Würde wieder auf. „Gnädigen Dank!“ sprach er mit einem vornehmen Tone, zog zugleich einen unbedeutenden goldenen Reif vom Finger, und bot ihn seinem Retter, in der Meinung, die Sache damit abzuthun.

„Ist das Dinglein die Hälfte deines Reichs?“ fuhr ihn Regenbogen an, und flog ihm nach dem Gesichte.

„Was hab' ich mit dir zu schaffen?“ zürnte der zurückspringende Fürst. „Wären meine Leibjäger bei der Hand gewesen, so hätte mich dieses Unthiers Erlegung keinen Blechpfennig gekostet. Ein goldner Ring, den ist selbst getragen, ist daher eine fürstliche Belohnung, und daß man sich damit begnüge, das ist mein ernstlicher Wille.“

Landolin verbat das angebotene Geschenk. „Nach Belieben!“ sagte der Fürst, steckte den Ring wieder an den Finger, und wollte sich entfernen. Aber Regenbogen, den solche Wortbrüchigkeit verdroß, flüsterte dem todten Bären ein Wörtchen ins Ohr; plötzlich ward das Thier wieder lebendig, und stand, nach zwei oder drei Sprüngen, in der vorigen drohenden Stellung vor dem Fürsten. Mit Angstgeschrei bot Dieser nun abermals Reich und Tochter aus, und der gutmüthige Ritter zuckte schon wieder sein Schwert gegen den Bä-

ren. „Halt, junger Freund!“ rief Regenbogen: „wir wollen uns nicht zwei Mal täuschen lassen. Der unsterbliche Bär, den das ganze fürstliche Kriegsheer nicht überwinden kann, mag den gnädigsten Herrn in seine Burg begleiten, und vor seinem Zimmer so lange Wache stehen, bis sich Seine Hoheit entschließt, Wort zu halten, wie andere ehrliche Leute.“

Ulfo knirschte vor Ingrimm mit den Zähnen; da er jedoch die Zauberwesen, die ihn so in die Enge trieben, mit dem Donner seiner fürstlichen Macht nicht zu Boden schlagen konnte, so ließ er sich herab zu der Bitte: ihn mit den angedrohten Zwangsanstalten gefällig zu verschonen. Er versprach bei seiner fürstlichen Ehre, die geleistete Zusage nun genau zu erfüllen. „Gut!“ sagte Regenbogen; wir wollen sehen, was deine fürstliche Ehre werth ist! Begib dich unangefochten in deine Burg; wir kommen nach!“

Sogleich fiel der Bär, der nun nicht weiter nöthig war, wieder scheintodt zur Erde; Ulfo lief aus Leibeskräften davon; der Ritter und der Vogel sahen ihm nach, und machten sich über ihn lustig. „Man braucht mit dem jämmerlichen Menschen nicht viel Umstände zu machen;“ sagte der Vogel. „Er ist auch kein geborner Fürst, sondern der Sprößling eines niedern Geschlechts.

Sein Vater würgte sich vom gemeinen Kriegsmann zum Heerführer empor, und vergoß Blut, wie Wasser, um seinem Gebieter eine Spanne Land zu erobern. Plötzlich aber kehrt' er den Spieß um, wiegelte das Heer gegen den Fürsten auf, stieß ihn vom Throne, und bemächtigte sich des goldenen Stuhls. Doch kaum saß er darauf, so warf ihn der Tod wieder hinab. Ulfo, der damals schon kein Jüngling mehr war, erbte die gestohlene Krone, und das Glück, das manchen Schelm begünstiget, duldete sie bis jetzt auf dem unwürdigen Haupte. Wir dürfen uns also kein Gewissen machen, die Hälfte des geraubten Reichs von dem Wichte anzunehmen, und seine schöne Tochter dazu."

Unter solchen Gesprächen zogen sie gemächlich nach der Hauptstadt, wo sie bei Sonnenuntergang anlangten.

5.

Landolin bemerkte gleich beim Eintritt verschiedene Kennzeichen, daß hier nicht der Sitz feiner Bildung und guten Geschmacks sey. Alle Häuser waren mit widrigen, schreienden Farben bemalt; die Gasthöfe und Kramläden zeichneten sich durch Zerrbilder und Inschriften voll Sprachschnitzer aus; die Menschen auf der Straße

waren unförmlich und schmutzig gekleidet, stapften plump und breit, wie aus Stein gehauen, durch einander, stießen sich links und rechts, weil sie nicht mit geschickten Wendungen auszuweichen verstanden; und wenn sich Bekannte einen guten Tag boten oder ein Gespräch begannen, so geschah es mit so heftiger, brausender Stimme, als wollten sie sich zanken und schlagen.

Das Gasthaus zur goldenen Kreuzspinne, die sich in riesenhafter Gestalt über der Thüre spreizte, war das vornehmste der Stadt; der Ritter nahm seine Herberge darin. In der Wirthsstube, wo sich eine salbadernde Gesellschaft niedergelassen hatte, ward als die neueste Neuigkeit erzählt: Der Fürst habe vor einigen Stunden einen ungeheuern Bären mit eigener Hand erlegt, indem das grimmige Thier eben einen fremden Rittersmann habe verschlingen wollen. Landolin belächelte diese stattliche Hoflüge, ohne ihr zu widersprechen. Hierauf begab er sich in das ihm angewiesene Schlafgemach, aus dessen Fenstern man einen ans Wirthshaus gränzenden großen Garten übersah.

Gegen Mitternacht, als alles Geräusch verstummt war, und sogar kein Lüftchen mehr mit Baumblättern spielte, begannen zwei Nachtigallen folgenden Wechselgesang,

den von Zeit zu Zeit ein alter Uhu mit heulender Stimme unterbrach.

Erste Nachtigall.

Ihr Bäume, hört mein letztes Lied!
Dann flieh' ich Ulfo's Machtgebiet,
Des Mannes, der die Künste haßt,
Den Eckel gleich und Schauer faßt,
Wenn Saitenspiel erklingen
Und Nachtigallen singen.

Der Uhu.

Er hat Recht, er hat Recht!
Ihr seyd ein müßig unnützes Geschlecht.

Zweite Nachtigall.

Der Midas mit dem langen Ohr
Vertilgte gern den ganzen Chor,
Der mit Gesang den Hain belebt,
Doch weder karrt, noch hackt, noch gräbt.
Ihm schafft es mehr Behagen,
Daß Esel Säcke tragen.

Der Uhu.

Er hat Recht, er hat Recht!
Der Esel ist wahrlich ein brauchbarer Knecht.

Erste Nachtigall.

Leb' wohl, du süßes Engelsbild,
Du Fürstentochter, zart und mild!
Um dir zu singen, dir, nur dir,
Blieb' ich wohl gern noch länger hier.
Du fandest, war dir bange,
Oft Trost in unserm Sange.

Der Uhu.

Ei, der Daus! ei, der Daus!
Die weinet um euch nun die Augen sich aus.

Zweite Nachtigall.

Ein Luftgeist hat mir heut vertraut:
Sie wird bald eines Ritters Braut,
Der macht sie von der Tyrannei
Des harten Vaters frank und frei.
Er ist schon in der Nähe;
Mich däucht, daß ich ihn sehe.

Landolin zog geschwind den Kopf aus dem Fenster zurück; der Uhu schlug ein unbändiges Gelächter auf, und die Nachtigallen schwirrten davon.

6.

Dem Ritter war es nicht unlieb, aus dem Gesange der Nachtigallen vernommen zu haben, daß des Fürsten Tochter, die er sich, als den Sprößling eines mißgeschaffenen Stammes, nicht reizend vorgestellt hatte, ein Engel sey. Er zweifelte nun keinen Augenblick, das Zauberbild seiner süßen Träume in ihr zu finden. Das befeuerte ihn gleich am frühen Morgen zu dem Entschluß, seinem künftigen Schwiegervater unverzüglich die Aufwartung zu machen, und ihn um möglichste Beschleunigung des Beilagers zu ersuchen. Regenbogen, dem er dieses Vorhaben mittheilte, klapperte seltsam mit dem Schnabel, als ob er lache.

Das nicht achtend, ging Landolin aus. Er fand den Weg nach der Burg mit Menschen bedeckt; sie rauschten ihm, wie ein Strom, entgegen. Ganz vorn gingen lachend und singend zwanzig bis dreißig Männer und Jünglinge, die lederne Reisesäcke auf dem Rücken trugen. Hinter ihnen her zischte und schimpfte der Pöbel in unermeßlicher Zahl. So bewegte sich der Zug nach dem Thore zu. Landolin fragte in das nachziehende Volk hinein: „Wer sind denn die Leute, denen man ein so schlimmes Geleit gibt?" Ein Dickbauch, der etwa

ein Bierbrauer oder Schenkwirth seyn mochte, antwortete: „Das ist all' unnützes Volk, das der Fürst aus dem Lande treibt: ein Gemengsel von Malern, Dichtern, Sängern, Zitherspielern und mehr dergleichem Gelichter. Der Fürst liebt keine Narrenkünste. Er sieht in seinem Lande lieber Eisen als Verse schmieden."

Fürst Ulfo ging sonach, ohne daß er vom Philosophen Platon ein Wörtchen gehört hatte, thätig zu Werke, sein Ländchen der Platonischen Republik nachzubilden, in welcher die Dichter, wie bekannt, gar nicht geduldet und die Künste überhaupt beschränkt werden sollten. Landolin zog daraus die Warnung: sein Zitherspiel nicht laut werden zu lassen, und sich noch weniger als Liederdichter zu entdecken. Außer dem konnte, nach seiner Meinung, der Fürst durchaus nichts gegen ihn einwenden.

Er eilte daher frisch nach dem Schlosse. Als er aber hinein schreiten wollte, wiesen ihn zwei am Thore stehende Leibwächter mit vorgestreckten Hellebarden zurück. Er bedeutete sie: er habe mit Seiner Durchlaucht zu sprechen; sie aber entgegneten: er sey gerade Der, mit dem Seine Durchlaucht nicht sprechen wolle. Indem sie das sagten, schoß Regenbogen, wie ein Blitz, vom Schloßthurm auf ihre Köpfe hinab, faßte mit beiden Klauen

ihre befiederten Helme, und stieg damit in die Luft. Bestürzt verließen sie plötzlich ihren Posten, und liefen, mit wolkenan gerichteten Augen, dem Räuber nach. Diesen günstigen Zeitpunkt benutzte der Ritter, das Thor und den Schloßhof mit behenden Schritten zu durcheilen.

Glücklicher Weise fand er das fürstliche Vorgemach öde und menschenleer: denn alle dort gewöhnlich aufpassende Hofdiener waren, von Ohrenweh geplagt, davon gelaufen, weil eben ihr gnädigster Herr, in seinem Zimmer mutterallein, die Pauken schlug, und sechs große Jagdhunde dazu heulten. „Was wollt Ihr? was überfallt ihr mich?" rief Ulfo, als Landolin ungemeldet vor ihm stand. „Verzeiht!" antwortete Dieser: „Unsere gestrige Verhandlung im Walde ließ mich hoffen, von Euch erwartet zu werden." Der Fürst rieb sich ängstlich die Stirn, und fragte furchtsam: „Steht der Bär draußen?" — „Nein!" sagte der biedere Landolin: „Ich und mein Gefährte, der Vogel Regenbogen, versprachen gestern, Euch mit dieser Schildwache zu verschonen, und wir hielten Wort; thut nun ein Gleiches!" Schweigend ging Ulfo nach der Thür, öffnete sie langsam und vorsichtig einen Finger breit, und schielte hinaus. Als er nun sah, daß der Weg rein

war, sprach er mit einem übermüthigen Tone: „Und ständen auch Löwen und Tieger draußen, so würde mich das nicht abhalten, Euch hiermit entscheidend zu erklären, daß Ihr, nach Verschmähung des Euch angebotenen Gnadengeschenks, keinen weitern Anspruch an mich habt.“ — Mit diesen Worten zog er sich hinter einen großen Tisch, wie hinter eine Brustwehr, und rief heftig hervor: „Entfernt Euch, und kommt mir nicht wieder vor die Augen!“ — Landolin, voll Erstaunen und Unmuth über diesen neuen Wortbruch, griff rasch nach dem Schwerte; doch eines Bessern sich besinnend, zog er die Hand zurück, und sagte kalt: „Ich gehe, um hier nicht fruchtlos zu hadern; aber eine höhere Macht wird Euer unrechtliches Verfahren gegen mich ahnden, und was mir bestimmt ist, das wird mir werden!“

7.

Vor dem Burgthore fand der Ritter ganz unerwartet seinen Knappen mit den Rossen. Auf dem Sattel des einen saß Regenbogen, und klapperte wiederum mit dem Schnabel, als ob er lache. „Hab's wohl gedacht, daß die Sache so ablaufen würde;“ rief er dem Ritter ent=

gegen. „Darum bestellt ich die Pferde hierher; du sollst einen Spazierritt machen, um den in der Burg eingeschluckten Aerger zu verdauen. Ich will dich an einen Ort führen, wo es dir wahrscheinlich gefallen wird.“

Rasch ging's zum Thore hinaus, und durch eine lange Baumstraße zu einem prächtigen Lustgarten. „Steig ab und folge mir!“ sagte Regenbogen an der Pforte, und trippelte durch einen Theil des Gartens mit raschen Schritten voran. Endlich, nachdem er den Ritter weit hinter sich gelassen hatte, huschte er in ein Gartenhäuschen, aus welchem nach einigen Augenblicken eine junge Dame von blendender Schönheit trat. „Ha, meine Göttin!“ rief Landolin, flog auf sie zu, warf sich ihr zu Füßen, und küßte die kleine Lilienhand, die sie freundlich ihm reichte. „Schöne Prinzessin,“ begann Regenbogen, „dieser Jüngling, der Euch schon oft im Traume sah, und seitdem liebt und anbetet, ist der Ritter Landolin, der, nach dem Willen Eures weisen Oheims, Euer Gemahl werden soll. — Und diese Dame“ — sprach er zu dem Ritter — „ist Prinzessin Hyacinthe, die Tochter Ulfo's, der sie dir gestern, als du sein Leben beschütztest, zusagte, und nun, da er mit heiler Haut davon kam, sein Wort brechen will. Aber

Hyacinthens mächtiger Oheim wird ihm den Kopf zurecht setzen, dafür steh' ich! Drum seyd wohlgemuth, und schwatzt traulich mit einander, bis ich wieder komme. Ich will mir indessen den Garten besehen, und meine hier wohnenden Brüder, die Vögel, begrüßen."

Er flog fort. Das junge Paar ward feuerroth, als es sich allein sah, und war so scheu, so blöde, wie zarte Liebe gewöhnlich in ihrer Wiege zu seyn pflegt. Doch nach und nach wurden die leisen, bebenden Stimmen lauter und fester, die einzeln hervor gestammelten Worte gewannen Halt und Verbindung, und zuletzt kam ein recht natürliches und herzliches Gespräch in den Gang. Das ward aber bald auf eine feindliche Weise gestört. Ulfo hatte dem Ritter einige reitende Trabanten nachgesandt, um ihn, wo es auch sey, gefangen zu nehmen. Die Reisigen kamen in sausendem Galopp vor der Gartenthür an, warfen sich von den Pferden, stürzten in den Garten, umringten den jungen Mann, und foderten ihn auf, sich zu ergeben. Aber plötzlich kam Regenbogen ihm zu Hülfe. Er rauschte wie ein Hagelwetter unter die Trabanten hinein, zerstreute sie mit seinen gewaltigen Flügeln, schaufelte damit lockern Sand vom Boden auf, und warf ihn den Kriegsknechten in die Augen. Fluchend taumelten sie umher, und

tappten noch, wie blind, nach dem Ritter, als er ihnen schon, von Hyacinthe zur Flucht gedrängt, glücklich entronnen war, und sich wieder in den Sattel geschwungen hatte.

8.

Er flüchtete, von seinem Wegweiser geführt, in einen nahen, so dicht verwachsenen Wald, daß die schweren, ungelenken Rosse der Trabanten, die ihn nach einer Weile verfolgten, nicht darin fortkommen konnten. Sie stürzten alle nach der Reihe über Wurzeln und Gesträuch. Die Reiter wurden es bald überdrüssig, auf die Nase zu fallen, und kehrten um.

Der Hain ward allmählig heller und wegsamer. Als Landolin einige Stunden darin fortgeritten war, kam er an eine Gruppe von Bäumen, die sich zur Bildung einer schattigen Laube vereint hatten. Hier fand er ein artiges Wesen, das er halb und halb schon kannte, es war die junge, mit bunten Vogelfedern bekleidete Nymphe, die ihm einsmals im Traume vorschwebte, und ihn singend zur Reise nach Osten ermahnte. Am Eingange der Laube stehend, winkte sie ihm, hieß ihn willkommen, und lud ihn mit der Versicherung, daß er

gute Gesellschaft finden werde, unter ihr Laubdach ein. Ungewiß, ob Regenbogen die Einkehr bei der jungen Schönen genehmigen würde, sah ihn der Ritter mit einem fragenden Blick an. Die Antwort war ein gefälliges Kopfnicken. Er stieg also vom Pferde, und trat in die Laube.

Starrend vor Verwunderung fand er innerhalb einen Greis, der dem von ihm verehrten und beschützten Bilde seines Ahnensaales so ähnlich war, als sey es verkörpert aus dem Rahmen herausgegangen. Aber noch höher stieg sein Erstaunen, als ihm der Alte die Hand bot, und freundlich sagte: „Willkommen, lieber Landolin! Es überrascht dich ohne Zweifel, das lebendige Urbild eines vor länger als hundert Jahren gefertigten Conterfei's zu erblicken, und beide noch einander vollkommen ähnlich zu finden. Ich hoffe, das soll noch der Fall seyn, wenn abermals hundert Jahre verflossen seyn werden: denn die Götter zeichneten mich vor andern Sterblichen aus, indem sie mir ein langes, drei bis vier Jahrhunderte umfassendes Patriarchen-Leben verliehen. Ich bin Sarastro, vormals Fürst und Oberpriester der Gottheiten Osiris und Isis. Als Herrscher hatte ich mit meiner Erzfeindin, der Königin der Nacht, einen harten Kampf, von welchem

die Nachwelt noch sprechen wird. Ein anmaßlicher Dichter wird ein abenteuerliches Schauspiel daraus fertigen; aber ein großer Meister wird sich des Dinges annehmen, und des Dichterlings flache Worte mit himmlischen Tönen begleiten. — Ich war noch in jenem Kampfe begriffen, da mich, als Priester, das Loos traf, die weite Welt zu durchwandeln, und Weisheit zu lernen und zu lehren. Auf dieser Wanderschaft kam ich zu deinem Urahn Odo, zähmte den wilden Geist, und ward sein Lehrer und Freund. Aber die Königin der Nacht benutzte indessen meine fast hundert Jahre dauernde Abwesenheit, um allerhand Feindseligkeiten gegen mich zu verüben. Unter andern ließ sie eine meiner Nichten tausend Meilen weit entführen, und lieferte sie dem schändlichen Ulfo, dessen ganze Nichtswürdigkeit ihr bekannt war, in die Hände. Er zwang sie, sein Lager mit ihm zu theilen; sie starb aber, täglich gemißhandelt, vor Gram, als sie eben Hyacinthen geboren hatte. Dieses gute Kind, dessen reines Gemüth die heilloseste Erziehung nicht vergiften konnte, aus den Händen ihres rauhen Vaters zu retten und mit einem würdigen Gatten zu verbinden, war der Hauptzweck meiner jetzigen Reise, die ich mit Ruhe und Sicherheit unternahm, da die feindliche Königin seit sechs Monden völlig besiegt

ist, und ich mein beruhigtes Reich einem würdigen Nachfolger übergeben habe. — Es blieb mir nicht unbekannt, lieber Landolin, wie du von Jugend an mein Bildniß ehrtest und mit Lebensgefahr in Schutz nahmst. Darum bin ich aus Dankbarkeit entschlossen, dich mit Hyacinthen zu vermählen, weil ich dir kein holderes Weib und dem edlen Mädchen keinen bessern Gemahl zuführen könnte. Alle Anregungen, die dich aus der Einöde deiner väterlichen Burg heraus und in diese Gefilde spornten, waren mein Werk. Auch der Bär, der Hyacinthens Vater zu zerreißen drohte, war ein Blendgeschöpf meiner Zaubermacht. Ulfo verweigert zwar nun, da er sich außer Gefahr dünkt, die ausgebotenen Rettungspreise; man wird ihn aber zwingen, sein Versprechen zu halten. Ich überlasse das gegenwärtiger jungen Frau, die mit derselben Geschicklichkeit, mit welcher ihr Mann die behendesten Vögel fängt, jenen plumpen Trotzer bezähmen wird.“ —

„Das soll geschehen, Vater Sarastro, wenn Ihr mich mit hinreichenden Zauberkräften dazu ausrüstet!“ sagte das gefiederte Weibchen.

„Davon bei Tische!“ versetzte der Alte. „Trag auf, mein Kind, daß unser Gast sich erquicke!“

9.

Jeder Leser, der das durch Mozart weltberühmt gewordene Singspiel, die Zauberflöte vorstellen sah, hat es schon errathen, daß Sarastro's muntere Gesellschafterin die wohlbekannte Papagena war. Ihr Mann, der lustige Vogelfänger Papageno, diente vormals der Königin der Nacht, und ward von ihr und ihren Hofdamen bisweilen tüchtig gehudelt. Als das Reich der überwundenen Sternenkönigin untergegangen war, trat er in Sarastro's Dienste. Der Schalk war in alle Sättel gerecht; er hatte besonders viel Geschick und Neigung, den Hofnarren zu spielen; aber der alte Weltweise fand selten Gefallen daran, sich mit Possen unterhalten zu lassen. Brauchbarer war ihm der Bursch als Reise-Küchenmeister. Wenn einmal in einer wüsten Gegend nichts Eßbares zu haben war, nahm Papageno seine siebenröhrige, mit Zauberkraft gesegnete Panpfeife, und blies ins Blaue hinein: da kamen gebratene Hasen und Rebhühner gelaufen und geflogen; man durfte sie nur in die Schüssel legen und speisen. den Tischwein besorgte Sarastro. Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, und von allen Seiten stiegen kleine Erdgeister mit Flaschen voll köstlichen Weines empor.

Auf solche Weise war das Ehrenmahl für den Gast, dessen Ankunft man voraus wußte, schon vorbereitet. Papagena besetzte geschwind den Tisch damit. Es fehlte nur noch, um zu speisen, an Papageno, der tiefer in den Wald gegangen war, und sich die darin einheimischen Vögel besah, ob es der Mühe werth sey, ihnen Netze zu stellen. Sein immer brennender Durst nach Wein, den er sich nicht selbst verschaffen konnte, trieb ihn aber bald herbei. Er kam singend:

Ich lobe mir den Vogelfang,
Der meisterlich mir stets gelang.
Was hilft's, daß ihr geflügelt seyd?
Ich fang' euch Vögel weit und breit!
Pickt ihr mir meine Beerlein an,
So ist's ein Spielwerk, euch zu fahn.
Wohlleben führt zur Sklaverei;
Genügsamkeit erhält sich frei.

Den Vogel Amor fing' ich gern;
Dann bliebe mir kein Mädchen fern.
Nur schlimm, daß er nicht Beeren nascht;
Sonst hätt' ich ihn schon längst erhascht.
Gelingt's einst, zieh' ich durch die Welt,
Und er, in Buden aufgestellt,
Lockt alle Mädchen mir herein,
Und all' die schönsten werden mein.

„Was gehn dich die Mädchen an?“ rief Papagena. „Du hast eine Frau; damit laß dich begnügen!“

„Mit nichten!“ versetzte Papageno. „Ein Dichter kann in seinen Liedern noch zehntausend Mädchen daneben haben. Das ist ein altes Vorrecht, das ich auch mir nicht nehmen lasse.“

Unter diesem scherzhaften Wortwechsel setzte sich die kleine Gesellschaft zu Tische. Landolin fragte, nach gemachter Bekanntschaft, den Vogelfänger: ob man in seiner Heimath den Liebesgott auch Amor nenne. „Nein!“ sagte Papageno. „Ich erkundige mich aber auf meinen Reisen durch die Welt in jedem Lande gleich nach seinem dort gewöhnlichen Namen, damit ich ihn, wenn mir ein feines, aber sprödes Dirnlein aufstößt, flugs rufen kann, mir Beistand zu leisten.“

Das nun ernsthafter werdende Gespräch lenkte sich bald auf Ulfo und seine Tochter. Sarastro fragte den Ritter auf's Gewissen: ob ihm Hyacinthe so gefalle, daß er sie mit unwandelbarer Treue lieben werde bis an seinen Tod. Das betheuerte Landolin, und sang zur Zither ein zärtliches Liebeslied, das er auf die Prinzessin, nachdem er sie im Garten gesehen, gedichtet hatte. Indem sich die Zuhörer daran vergnügten, flogen verschiedene Vögel, mit Weintrauben in den Schnä-

beln, in die Laube herein, und lieferten, dem empfangenen Befehle gemäß, die von fernen Rebenhügeln hergebrachten süßen Trauben zum Nachtisch ab.

Gegen das Ende der Mahlzeit ward beschlossen: Papagena solle, als Sarastro's Geschäftsträgerin, nach Hofe gehen, und mit dem Fürsten unterhandeln, weil sich doch hoffen lasse, daß er gegen ein artiges Frauchen höflich und nachgebend seyn werde. „Für den Fall aber, daß er's nicht ist," fiel Papagena ein, „nehm' ich die Zauberpfeife mit, und Vater Sarastro muß mir erlauben, dem Starrkopf damit einen Streich zu spielen, der ihn geschmeidiger macht." — Der alte Herr, der durch einige Gläser Wein, die er getrunken, ungewöhnlich heiter geworden war, ließ sich die Sache gefallen.

10.

Papagena ging mit einem zierlichen Käfich voll seltener Vögel nach der Hauptstadt, um sich, unter dem Vorwand des Handels mit dieser lebendigen Waare, unbedenklichen Einlaß in die Burg zu verschaffen. Sie ließ dem Fürsten melden: sie habe einen Vogel zu verkaufen, der weissagen könne. „Das Wunderthier muß ich sehen!" rief Ulfo, der sich eben in einem seltsam

verzierten Prunkzimmer, von Hofleuten umgeben, befand.

Er war einer alten, häßlichen Zauberin gewärtig; Papagena's blühender Jugendreiz überraschte ihn daher auf die angenehmste Weise. Auch die feierlichen Gesichter der Hofschranzen, sogar des anwesenden Oberpriesters, verzogen sich insgesammt zu einem süßlichen Lächeln.

„Willkommen, schönes Kind!" sagte der Fürst mit ungewöhnlicher Huld. „Tritt näher und zeige mir den weissagenden Vogel!"

„Dieser Vogel bin ich selbst!" antwortete Papagena mit ernstem Gesichte. „Und ich weissage Euch, Fürst Ulfo: daß Ihr Kron' und Zepter verlieren werdet, wenn Ihr dem Ritter Landolin, der den grimmigen Bären, der Euch im Walde zerreißen wollte, muthig erlegte, die dafür zugesagten Belohnungen länger verweigert."

„Du redest irre!" rief Ulfo, erglühend vor Scham, weil er seinen Hofleuten gerade das Gegentheil erzählt und sich gerühmt hatte: er sey es gewesen, der mit eigener hoher Hand, zur Rettung des Ritters, das Waldungeheuer getödtet habe. Er bestand auch jetzt noch auf dieser Lüge, und sagte sie der jungen Frau, als wollte er sie eines Bessern belehren, frech in's Gesicht.

„Das muß Euch geträumt haben!" erwiederte sie.

„Der weise Sarastro kennt den Vorgang auf's Haar, und sandte mich zu Euch mit der Ermahnung: Ihr solltet Euch, um schlimmen Folgen auszuweichen, mit dem Retter Eures Lebens vergleichen.“

„Ei! was hat mir der alte Hexenmeister vorzuschreiben?“ murrte der Fürst. „Ich mag von der ganzen Sache nichts weiter hören. Das sag' in meinem Namen dem Graubart! — Aber mit dir, schönes Liebchen, will ich mich über dich selbst vergleichen. Jeder Preis, den du foderst, sey dir gewährt!“ —

Das sagend, trat er mit plumpen Schritten näher, und öffnete seine Arme, um das hübsche Weibchen, das er schon gewonnen zu haben glaubte, zu umfassen. Die Schranzen freuten sich der guten Laune des gnädigsten Herrn, und legten mit allerhand zierlichen Worten und Geberden ihren unterthänigsten Beifall an den Tag. Aber Papagena, über jenen Antrag empört, stieß den zudringlichen Buhler zurück, setzte die Zauberpfeife an den Mund, und ließ alle sieben Röhrchen erklingen. Zusammen schreckend sah sie der Fürst mit stieren Augen an; sein Angesicht verwandelte sich und schrumpfte ein; die Nase ward ein kegelförmiger Schnabel; der Hals stieg lang und immer länger aus den Schultern hervor; die Arme bildeten sich zu kurzen dicken Flügeln;

die Beine wuchsen hoch und dünn aus den Stiefeln heraus, und so stand nach wenigen Augenblicken ein vollendeter Strauß da.

Die Höflinge starrten diese Verwandlung mit ellenlangen Gesichtern an. Der Strauß sah sich um, ob man denn nichts für ihn unternehmen wolle. Da wurden die Bildsäulen lebendig, und geberdeten sich gegen die Stifterin des Unheils sehr zornig. Einige machten sogar bedenkliche Anstalten, sie thätlich zu strafen. „Wollt ihr auch verwandelt seyn?“ sagte Papagena. „Das ist in der Ordnung! Hofleute thun gern ihren Gebietern alles nach!“ — Sie pfiff, und in einem Nu gestalteten sich die anwesenden Hof- und Staatsbeamten zu Pfauen, Papageien, Habichten, Eulen, Trappen und andern Vögeln, wie es dem Geiste und der Würde jedes Einzelnen gemäß war. Sie brauchten sogleich ihre neuen Stimmen zu einem entsetzlichen Geschrei, womit sie sich vereint in Bewegung setzten, ihrer lachenden Schöpferin die Augen auszuhacken. Sie floh, von Allen verfolgt, und pfiff immerfort. Wer sie im Schlosse aufhalten wollte, ward ein Vogel. Zuletzt wurden auch noch die Fußtrabanten, die ihr am Thore mit den Spitzen der Hellebarden entgegen traten, in hochbeinige Störche verwandelt.

11.

Als Papagena in den Wald zurück kam, und ihren Gesandtschaftsbericht erstatten wollte, sagte Sarastro: „Ich weiß schon Alles! Ueberdieß haben mir meine unsichtbaren Kundschafter gemeldet: daß Hyacinthe desselben Tages, da sie Landolin in ihrem Garten besuchte, verhaftet wurde. Ihr Gefängniß ist ein fester, stark bewachter Thurm auf einem hohen einsamen Felsen. Sie daraus zu befreien, ist auf natürlichen Wegen unmöglich. Ich werde mir daher von meinem alten Freunde, dem Zauberer Prosperos, seinen Luftwagen mit dem Greifengespann erbitten. Damit fährt Landolin an einem Fenster des Thurmkerkers vor, Hyacinthe steigt ein, und die geflügelten Löwen bringen das junge Paar wohlbehalten in des Ritters Heimath. Es ist besser, ein Landgut rechtlich zu besitzen, als ein halbes Reich aus den Händen eines Räubers anzunehmen. Es war auch, als ich das Schreckbild des Bären auftreten ließ, nur darauf abgesehen, daß Ulfo die von ihm wenig geachtete Tochter für seine Rettung feil bieten sollte. Er kann keine Erdscholle seines unrechtlichen Besitzthums verschenken; er muß das ganze Land dem von seinem Vater entthronten Fürsten zurück geben. Ob er ein

Strauß bleiben will oder nicht, das hängt von ihm selbst ab. Trotzt er fort, so leb' und sterb' er als Vogel! Bittet er um Erlösung, so sey sie ihm gewährt! Dir Landolin, geb' ich dazu Macht und Gewalt. Ich werde, bevor wir uns trennen, deiner Zither die Kraft ertheilen, Ulfo's und seiner Diener Bezauberung aufzuheben!"

Für einen Sterblichen war es in der That eine bedenkliche Zumuthung, sich dem luftigen Fuhrwerke anzuvertrauen, dessen sich vormals die Götter bedienten, und mit welchem auch heute (am 3ten August 1820) Apollo auf dem Dache des neuen Schauspielhauses in Berlin anlangte. — Der Ritter hielt es aber mit Recht für schimpflich, einen Schatten von Aengstlichkeit blicken zu lassen. Er müßte wohl auch Hyacinthen sehr frostig geliebt haben, wenn er nicht gern und freudig seinen Hals gewagt hätte, um sich mit ihr zu vereinigen.

Sarastro nahm ein Baumblatt, zeichnete mit einem Griffel ein paar flüchtige Züge darauf, gab es dem Vogel Regenbogen, der immer als Eilbote bei der Hand war, in den Schnabel, und fertigte ihn damit an den Zauberer Prosperos ab. Nach Verlauf weniger Stunden zog der Greifenwagen hoch am Horizonte, wie eine vom Sturm gejagte Wolke, daher, und ließ sich bei

der Waldlaube nieder. Landolin wollte die Wunderthiere mit Muße betrachten; aber ungeduldig schlugen sie mit den Flügeln, und Sarastro sagte: „Besteig' ungesäumt den Wagen; dieß Gespann ist nicht gewohnt, lange zu warten. Regenbogen zieht mit dir, und wird dein Vorhaben zu einem glücklichen Ausgange leiten."

Die fliegenden Leuen hatten den Felsenthurm bald erreicht. Die Prinzessin stand schon, von Regenbogen darauf vorbereitet, an einem offenen Fenster, aus welchem sie bequem den Wagen beschreiten konnte. Freudig zögerte sie keinen Augenblick, sich aus dem Kerker in die Arme des Geliebten zu retten. Die Greife sahen mit ihren Adlerköpfen klug herum, bis die Vereinigung geschehen war, und stürmten dann wieder dem Walde zu.

Sarastro umarmte seine Nichte, sprach über den Liebesbund seinen Segen, ertheilte mit einigen dunklen Worten dem Saitenspiele des Ritters die versprochene Wunderkraft, und befahl dann den Greifen, das junge Paar wohlbehalten nach Hause zu bringen. Auch trug er diesen weltberühmten, trefflichen Schatzgräbern noch auf, nach vollendeter Reise so viel Gold, als Ulfo's ganzes Fürstenthum werth sey, aus der Erde zu graben, und solches, als Brautschatz, dem Ritter zu übergeben.

Hierauf schied die kleine Gesellschaft, mit herzlichem Lebewohl, von einander. Sarastro milderte den Schmerz der Trennung einiger Maßen durch das Versprechen, die jungen Ehegatten bald zu besuchen, und einige Monate bei ihnen zu bleiben.

12.

Die Greife griffen so weidlich aus, daß die Reisenden nach wenigen Stunden schon funfzig Meilen hinter sich hatten. Sie traten jetzt in einer Herberge ab, um ein Mittagsmahl einzunehmen. Während der Zubereitung spielte Landolin seiner Braut ein Liedchen auf der Zither vor. Bald aber unterbrach ihn Regenbogen mit der Meldung: es sey eben eine Gesellschaft vornehmer Vögel, vom Fürsten Strauß abgeordnet, angekommen, und bitte dringend um Gehör. Der Ritter ließ die Gesandtschaft eintreten. Sie bestand aus fünf oder sechs ansehnlichen Personen. Unter diesen befand sich ein Pfau, der sogleich das Rad seines Schweifes feierlich aufschlug, und dadurch zu erkennen gab, daß er vor seiner Verwandlung ein überaus zierlicher Höfling gewesen war. Auch zwei Störche, die man zur Bedeckung mitgenommen hatte, weil sie vormals als Soldaten ge=

dient hatten, bezeichneten ganz deutlich ihren vorigen Stand, indem sie sich, wie Schildwachen, steif an die Thür stellten. Der Sprecher der Gesellschaft, ein Papagei, sah sich nach einer Rednerbühne um, fand einen im Zimmer stehenden Kasten dazu schicklich, hüpfte hinauf, und sprach:

Gestrenger Ritter, sehet hold
Auf unsern Trupp hernieder!
Noch gestern deckt' uns Seid' und Gold,
Heut' scheckiges Gefieder.
Wir sollen fliegen, lieber Gott!
Und vormals sprach von uns der Spott:
Wir kröchen, wie die Schlangen.

Und könnten bis zum höchsten Stern
Wir unsern Flug auch treiben,
Uns freut es mehr, bei unserm Herrn
Zur Aufwartung zu bleiben.
Mit ihm geht's nicht so hoch hinaus;
Er kann, als schwerbeleibter Strauß,
Nur traben und nur flattern.

Und ach! das Volk macht viel Geplärr!
Auf Märkten hört man sagen:
„Gefährlich ist ein Landesherr
Mit einem Straußenmagen.

Wer Eisen ganz bequem verdaut,
Der frißt gemach mit Haar und Haut
All' seine Unterthanen."

Und weiter heißt's: „Ein dummer Gauch
Ist doch der Strauß zu nennen,
Er steckt den Kopf in einen Strauch,
Wenn Jäger nach ihm rennen.
Er denkt, wenn er sie nur nicht sieht,
Daß dann die Schaar vorüber zieht,
Und ihn auch nicht gewahret."

Aus all' dem Schnack wird frank und frei
Der böse Schluß gezogen:
Mit einem Strauß, als Herrscher, sey
Das ganze Land betrogen.
Drum bitten wir, Herr Landolin,
Entzaubert gütig uns und ihn,
Wie's Euch vergönnt der Alte.

Fürst Ulfo hätt' Euch selbst ersucht,
Die Gunst für ihn zu hegen,
Doch kann er seines Leibes Wucht
Nicht durch die Luft bewegen.
Stellt euch bei ihm als Retter ein!
Er will sein schönes Töchterlein
Zum Ehrenlohn Euch lassen.

Indem der Papagei diesen Vortrag heraus schnarrte, konnte sich Hyacinthe, vom Unglück ihres Vaters und Vaterlandes gerührt, der Thränen nicht enthalten, und mit leiser, süßer Stimme bat sie den Geliebten, die Bitte der Bezauberten zu erfüllen. Er nickte freundlich, wandte sich dann zu den Vögeln, und sprach:

Gesandte, richtet dem Fürsten Strauß,
Was ich euch sage, getreulich aus,
Zu seinem Nutzen und Frommen!
Er gebe das Reich dem Herrn zurück,
Dem's weiland sein Vater genommen,
So wird er im selbigen Augenblick
Sein Menschenbild wieder bekommen.

Die Vögel seufzten sammt und sonders gar kläglich, und der Redner fragte: ob es denn nicht möglich sey, daß Seine Hoheit die erbetene Wiedereinsetzung in den vorigen Stand unter mildern Bedingungen erhalten könne.

„Nein!" sagte Landolin. „Denn so will es Sarastro, der Gerechte."

„O, wir Armen!" ächzte der Papagei. „Was soll nun aus uns werden?"

„Menschen, wie zuvor!“ rief Landolin, und ließ die Zaubersaiten dazu erklingen. Sogleich geschah die gebotene Verwandlung, und die neuen Menschen bedankten sich mit tiefen Bücklingen und feinen Worten. „Wir bedauern nur, schöne Prinzessin,“ setzten sie einstimmig hinzu, „daß wir Euren Herrn Vater, der künftig keinen Hofstaat mehr unterhalten kann, werden verlassen müssen, um uns an der zurückkehrenden Sonne zu wärmen.“

„Das läßt sich von euch nicht anders erwarten;“ sprach Hyacinthe. „Erzeiget nur meinem unglücklichen Vater, durch treue Ausrichtung des an ihn erhaltenen Auftrages, den letzten Dienst, und saget ihm noch: er solle, wenn er wieder Mensch geworden, zu mir kommen und der liebevollsten Aufnahme und sorgfältigsten Pflege versichert seyn.“

Die Hofherren versprachen, beide Aufträge pflichtmäßig zu bestellen, und traten ab.

Des folgenden Tages gelangten die Liebenden, ohne den geringsten Unfall, zur Heimath des Ritters. Regenbogen, dessen Geschäft nun vollendet war, nahm Abschied. Auch die Greife stürmten davon; doch eingedenk dessen, was ihnen Sarastro befohlen, kamen sie bald wieder, und luden im Burghof einen glänzenden

Goldhügel ab. Landolin und sein Weibchen bedurften dieses Schatzes nicht, um glücklich zu seyn. Liebe und Einigkeit waren ihre Hausgötter, denen sie ein wonneseliges Leben verdankten.

Nach einigen Wochen hatte Hyacinthe die Freude, ihren Vater ankommen zu sehen. Aber finster und mürrisch floh er alle Menschen, wählte sich des Schlosses dunkelstes Gemach zur Wohnung, und grollte darin über den Verlust seiner Krone. Ein gänzlicher Einsiedler, der seine fest verschlossene Zelle nie verließ, ward er vollends, als sechs Monate später Sarastro mit seinen heitern Gefährten eintraf. Der alte frohsinnige Weltweise hatte selbst keine Neigung, den düstern Grämling zu sehen. So lebten sie fast ein Jahr unter Einem Dache, ohne ein Wort mit einander zu wechseln.

Jetzt erfuhr Sarastro, daß seine Fehde mit der Königin der Nacht zu einem Singspiele verarbeitet worden sey, und in Wien zum ersten Mal aufgeführt werden solle. Voll Neugierde, sich selbst auf der Bühne zu sehen, unternahm er deßhalb eine Reise von beinahe zweihundert Meilen, und wohnte, ohne sich zu erkennen zu geben, der Vorstellung bei. Er fand die ihm aus dem Grunde bekannte Geschichte so falsch und wunder-

lich vorgetragen, daß er sich bisweilen bei den ernsthaftesten Stellen des lauten Lachens nicht enthalten konnte. Oft aber gerieth er auch bei lustigen Auftritten, die den Zuschauern ungemeines Vergnügen machten, in den heftigsten Aerger, und es fehlte nicht viel, daß er gepocht hätte. Nur Mozart's Zaubertöne beruhigten und entzückten ihn wieder, und er blieb eine geraume Zeit in Wien, um sich dieses herrlichen Genusses mehrmals zu erfreuen.

Landolin und Hyacinthe lebten fort und fort in einem irdischen Himmel. Wohlthätig schenkten sie einen Theil des Schatzes, den ihnen die Greife gebracht hatten, den Armen; einen andern Theil aber wandten sie dazu an, das beschützte Bild, das sie, als den ersten Stifter ihres Bundes, sehr werth hielten, in einen köstlichen Rahmen von gediegenem Golde fassen zu lassen.

V.

Der grüne Hut.

1.

Im See Lomond in Schottland, der sich über fünf Meilen erstreckt und einem Meere gleicht, spiegelten sich vor Zeiten zwei Felsenschlösser, die nur eine Stunde Weges von einander getrennt und von edlen Nachkommen alter Heldengeschlechter bewohnt waren. In einer dieser Burgen blühte Maria Macdonald, sechzehn Sommer alt, und damals das schönste Fräulein in Schottland. Die andere Burg war das Vaterhaus ihrer zwei Jahre ältern Freundin Betty Monro. Die Mädchen besuchten einander oft, und lustwandelten zuweilen auf den grünen Matten am Ufer des Sees.

Eines Tages, als Maria zu ihrer Freundin ging,

bemerkte sie, daß der Wasserspiegel, den eben kein Lüftchen bestrich, an einer einzigen Stelle, einen Steinwurf weit vom Gestade, in Bewegung gerieth. Sie glaubte: ein Fisch erhebe sich aus der Tiefe, um an der Sonne zu spielen. Es war aber ein grüner Hut, der aus den Wellen emporstieg, und sogleich wieder untertauchte, als Maria stehen blieb, um die seltsame Erscheinung zu betrachten. Fortgehend sah sie zurück; der grüne Hut war abermals da; doch augenblicklich verschwand er auch wieder.

Diesen Vorfall erzählte Maria ihrer Freundin. „Ei!" sagte die lustige Betty, „das hat Dir und Deinem hübschen Gesichtchen gegolten. „Nicht genug, daß Du allen Erdensöhnen gefällst; nun fangen wohl gar auch Wassergeister an, die Augen auf Dich zu werfen."

Frau Sara, vormals Betty's Amme und jetzt hochbetraute Schaffnerin im Schlosse, machte bei dieser Neckerei ein sehr ernstes Gesicht, und sagte: „Kind, scherze nicht über solche Dinge! Der See Lomond hegt und pflegt nicht bloß Fische; es leben und weben noch andere Wesen darin, von welchen man in der Vorzeit mancherlei Geschichten erzählte. Damals soll ein Wassergeist, in jugendlicher Mannsgestalt, bisweilen aus dem See hervorgekommen seyn, und sich mit freundli-

chen Worten zu seinen jungen Dirnen gesellt haben. Sind sie aber, wie natürlich, mit Schrecken vor ihm geflohen, so hat er sie nicht verfolgt, sondern sich mit Aechzen und Stöhnen wieder in den See gestürzt. Weniger bescheiden war ein anderer Wassergeist, der sich einmal vor uralten Zeiten — ich weiß nicht wo — bei einem Reihentanze, den man unter freiem Himmel gehalten, einstellte. Es trat nämlich, indem die Gesellschaft recht guter Dinge war, ein schöner, wohlgekleideter junger Fant in den Kreis, grüßte mit anmuthigen Geberden rechts und links, und bot allen Anwesenden die Hand; aber sie war kalt wie ein Eiszapfen. Nach einer Weile nahm sich der ungebetene Gast die Freiheit, eine der Jungfrauen, die lieblich von Angesicht, aber leichtsinnigen Gemüths war, zum Tanz aufzufodern. Sie schwenkte sich lustig mit ihm herum; aber nach kurzem Rundtanze flog er brausend, wie ein Wirbelwind, mit ihr aus dem Kreise, stürmte nach dem nahen Strome hin, sprang vor den Augen einiger Schiffer mit seiner Tänzerin in die Fluth, und nie wurden beide wieder gesehen.“

Marien wandelte bei dieser Erzählung ein Grauen an. Sie fürchtete sich, da es bald Abend ward, allein nach Hause zu gehen. Betty erbot sich, sie zu beglei-

ten. Aber kaum war das Versprechen gethan, so bangte dem sonst beherzten Mädchen ebenfalls vor dem einsamen Heimwege. Mutter Sara ward aufgefodert, den Rückzug zu decken. „Gut, ich wackle mit!" sagte die Alte. „Wir schwachen Weiblein können aber einander wenig beschützen. Der lange Daniel, der heute sonst nichts zu thun hat, mag sich mit in Bewegung setzen, und unsre Schutzwache seyn." Der bequeme Diener murmelte verdrießlich in den Bart, als er von der hochgebietenden Schaffnerin Befehl zum Aufbruch erhielt. Er nahm auch nicht eher, bis ihm sein Leibtrank, ein Glas Whisky, gereicht ward, Hut und Stab, und folgte den Frauen.

Als sie an die Stelle kamen, wo sich der grüne Hut hatte sehen lassen, zog Maria die Arme ihrer Begleiterinnen fester an sich, und winkte mit den Augen nach dem See. Aber jetzt zerstörte den blauen Spiegel keine Bewegung. Maria kam ganz unangefochten nach Hause. Auch ihr Gefolge sah auf dem Rückwege keine Spur des grünen Hutes.

Dennoch war Maria so schüchtern geworden, daß sie es in den nächsten Wochen nicht wagte, längs der Seekante hinzugehen, und ihre Freundin zu besuchen. Betty aber kam und ging ungestört. Dadurch ward das muth-

willige Mädchen kühn genug, den Seegeist heraus zu fodern.

Grüner Hut, grüner Hut,
Guck' ein bißchen aus der Fluth!
Dich zu sehen, hab' ich Muth.

So sang sie mehrmals; aber der grüne Hut zeigte sich nimmer.

2.

Maria glaubte nun, die von ihr gesehene Erscheinung auf dem See sey nur ein Trugbild ihrer Augen gewesen. So gewann sie wieder Muth, das Ufer ohne Begleitung zu betreten. Außer dem Nix war niemand zu fürchten; denn zu jener Zeit erlaubte sich, wie jetzt wohl, kein Mann, allein gehenden Frauen mit kecker Anrede beschwerlich zu fallen oder sich sonst unziemlich gegen sie zu betragen.

Ungestört hatte Maria schon den halben Weg zu ihrer Freundin hinter sich, als sie Harfentöne vernahm, die aus dem Wasser hervor klangen. Das unsichtbare

Saitenspiel tönte so sanft, so lieblich, daß sie nicht darüber erschrack, sondern es im Gegentheil mit Vergnügen hörte, und ruhigen Schrittes ihren Weg fortsetzte. Die süßen Klänge schwammen ihr immer zur Seite, und begleiteten sie bis zur Wohnung ihrer Freundin.

Dort erzählte sie von dem Ständchen, das man ihr im See gebracht hatte. „Das ist wieder ein Stückchen des grünen Hutes!" rief die Schaffnerin. „Doch Musik ist ein gutes Zeichen bei Menschen und Geistern. Ich habe nie gehört, daß sich ein böser Geist damit kund gegeben hätte."

Neugierig, die wunderbaren Töne mit eigenen Ohren zu hören, gaben Betty und Sara der jungen Freundin das Geleit. Sie hatten sich jedoch umsonst bemüht; der See blieb stumm. Doch, als sie selbander zurück gingen, ließ sich unter dem Wasser ein helles Lachen vernehmen. „Horch, Mütterlein, der Kobold spottet über uns!" flüsterte Betty. „Ei nicht doch!" antwortete Sara. „Dich täuschen die plätschernden Wellen." — Die kluge Frau hörte das Gelächter recht gut; allein sie hatte den Grundsatz, daß man sich bei solchen Neckereien blind und taub stellen müsse, um nicht einen so gefährlichen Spottvogel zu schlimmern Unbilden zu reizen.

Maria ward noch einige Mal, wenn sie ihre Ge-

spielin besuchte, mit Harfenlaut begrüßt. Still und ruhig ging sie vorüber, senkte den Blick bescheiden auf ihren Pfad, und sah besonders nie dahin, wo die Töne aus dem See herauf klangen.

Einsmals gab es eine neue Ueberraschung. Es sang, von der Harfe begleitet, eine anmuthige Stimme:

Die Wolken ziehen ihre Bahn,
Und schauen mich so freundlich an;
Mich grüßt der Sonne goldnes Licht
Aus unermeßner Ferne;
Hold sieht der Mond mir in's Gesicht,
Und all' das Heer der Sterne.
Ich blicke dankbar in die Höh,
Doch Himmelsgunst heilt nicht mein Weh:
Denn sie, die schönste Maid im Lande,
Blickt, wandelnd an des Ufers Rande,
Nicht auf den Trauernden im See.

Der Schluß des Liedes machte die Horcherin bestürzt. Von Natur bescheiden und von Eitelkeit unverdorben, war sie zwar weit davon entfernt, sich für das schönste Mädchen in Schottland zu halten: dennoch war es offenbar, daß der Sänger sie meinte, und das beflügelte

ihre Schritte, um Betty's schützende Wohnung schnell zu erreichen. Sie schämte sich, die hell und deutlich gesungenen Worte, die sie vollkommen verstanden und ins Gedächtniß gefaßt hatte, dort zu wiederholen. Darum verschwieg sie lieber die ganze Sache, bat jedoch um Begleitung auf dem Rückwege, damit ihr, wie sie vorgab, die Zeit nicht lang werde. Betty ging mit, und scherzte so viel über den Grünhut, daß Marien nicht wohl dabei war. Er fand aber jetzt für gut, still und verborgen unter dem Wasser zu bleiben.

Dessen ungeachtet enthielt sich Maria wieder einige Wochen des Ganges zu ihrer Freundin: denn kein anderer Weg, als der am Seegestade, führte dahin, wenn sie nicht über Felsen klimmen wollte. Sie stellte sich unwohl, um nicht den wahren Grund der Stockung ihrer Besuche gestehen zu müssen. Betty ging dagegen täglich zu ihr, und so oft sie an die Stelle kam, wo der grüne Hut aus dem Wasser empor gestiegen war, unterließ sie nicht, ihn mit einem Spottliedchen zu necken.

Heh da, heh!
Junker Grünhut in dem See!
Hast du Grillen? hast du Mucken?
Willst du gar nicht wieder gucken?

Sieh doch, Mall *) ist da!
Ha, ha, ha!

Aber auch diese Herausfoderung blieb ohne Erfolg. Der Wassergeist schien ganz verschwunden zu seyn. Wenigstens bemühte sich Betty, Marien dessen zu überreden, um sich ihrer Gegenbesuche wieder zu erfreuen.

3.

Maria hielt es endlich selbst für eine Schwachheit, sich wie ein Kind zu fürchten, da ihr doch bisher noch nichts zu Leide geschehen war. Kaum aber wagte sie sich wieder auf die bedenkliche Straße, so wartete schon ihrer dort ein neues Abenteuer, das wundersamer als die vorigen war. Ein engelschöner Jüngling, angethan mit einem Gewande von himmelblauer Seide, kam ihr entgegen, verbeugte sich ehrerbietig, bot ihr eine fremde Blume von unvergleichlicher Farbenpracht, und sprach:

Laß Dir, als der Achtung Zeichen,
Diese Wunderblume reichen,
Der an Seltenheit und Zier
Alle Gartenkinder weichen,

*) Die in England und Schottland gewöhnliche Verkürzung des Namens Maria.

Wie sich, holdes Fräulein, Dir
Keine Jungfrau kann vergleichen.
Weißt Du, wo die Blum' erblühte?
Dieser See, deß Uferrand
Deinen Zephyrtritt im Sand,
Wann die Sonne nicht mehr glühte,
Oefter sah, doch kaum empfand,
Ist ihr heitres Vaterland.
Aus des Wassergotts Gebiete
Ist die Schönheit nicht verbannt.
Dieses See's geheimen Grund
Deckt ein Teppich goldner Auen,
Und er läßt mehr Wunder schauen
Als das ganze Erdenrund.
In Korallenwäldern thürmen
Sich kristallene Palläste,
Um geliebte fremde Gäste
Vor der Fluthen Drang zu schirmen.
Komm, sieh selbst das Wunderreich,
Dessen Geisterfürst ich bin.
Herrsche dort mit mir zugleich
Als geliebte Königin!

Behende zog er jetzt eine Krone von Perlen, die größer als Wallnüsse waren, unter dem Mantel hervor, und wollte sie Marien aufsetzen. Allein das bange

Mädchen (das zwar die dargebotene Blume in der ersten Ueberraschung angenommen, aber nachher, mit flüchtigen Doppelschritten, dem sich zu erkennen gegebenen Geisterfürsten zu entkommen versucht hatte) entfloh der Krönung mit vollen Sprüngen, und stürzte sprach- und athemlos ihrer Freundin in die Arme.

„Gott! was ist dir begegnet?" rief Betty.

„Gewiß hat der Grünhut das Lämmchen wieder erschreckt!" fiel Sara ein. „Ich wünschte, man könnte die Felsen am See weiter zurück schieben, damit wir uns nicht, wenn wir einander besuchen, so nahe vorbei drücken müßten. Denn dort ist's nun einmal nicht mehr geheuer."

Indessen hatte sich Maria wieder gefaßt, daß sie den Vorfall erzählen konnte. Sie ließ vorher nachsehen, ob jemand an der Thür horche, weil sie es für möglich hielt, daß ihr der Seefürst gefolgt sey. Er hatte sich aber sogleich, als sie die Flucht ergriff, mit betrübtem Herzen in sein Reich zurück begeben.

„Nun wird's Ernst!" sprach die Schaffnerin. „Nun müssen wir Nachbarn des See's uns vereinigen, einen Geisterbanner zu suchen, der uns reinen Weg schafft."

Indem sie so sprach, erhob sich vor der Thür ein Gelächter, wie von feinen Kinderstimmen, und es gab

doch keine Kinder im Hause. Betty sah hinaus; es war niemand da. „Das dacht' ich wohl!" sagte die Schaffnerin. „Die nasse Majestät hat vermuthlich ein paar Nixchen abgeschickt, uns zu behorchen. Nun, mögen die Dinger doch gehört haben, was ich sagte; ich frage nichts darnach. Wir müssen um so mehr der Pauke bald ein Loch machen."

Maria, durch die rasche Flucht entkräftet, und doch nach Hause sich sehnend, bat um ein frommes Pferd und freundliche Begleitung. Betty war die erste, die sich zur Gefährtin erbot. Etwas langsamer erklärte sich auch Sara dazu bereit, um nicht furchtsam zu scheinen. Aber es war mit ihrem Muthe nicht richtig. Darum foderte sie den langen Daniel auf, sich ebenfalls zum Geleite zu rüsten. Es wurden also vier Rosse gesattelt. Diese großen Anstalten waren jedoch unnöthig: der See regte sich nicht, als Maria mit ihrem Gefolge vorüber zog.

Die rückkehrende Schutzwache blieb aber auch dießmal, wie einige Zeit zuvor, nicht ungeneckt. Ein Chor sang unter dem Wasser:

Die Alte, die Alte
Auf ihrem grauen Roß,
Sie halte, sie halte
Den Mund doch unterm Schloß!

Uns Geister will sie bannen?
Darüber lachen wir.
Sie fährt dereinst von dannen,
Wir aber bleiben hier.

4.

Maria mied seit diesem Tage den See; doch Betty und Sara, die nicht zu befürchten hatten, daß ihnen der Wasserfürst mit einer Liebeserklärung in den Weg treten werde, wandelten oft den unheimlichen Pfad, und wurden fortan auch niemals erschreckt oder beleidiget. Dennoch konnte Sara das ihr gesungene Spottlied nicht vergessen, und bemühte sich eifrig, den Bann der Wassergeister zu Stande zu bringen.

Unfern des See's wohnte ein Wundarzt und Quacksalber, Namens Sebastian Mull, der viel geheime Weisheit zu besitzen vorgab, und sich oft rühmte, ein zweiter Theophrastus Paracelsus zu seyn. Unter den Künsten, die er zu verstehen glaubte, war auch die Zauberkunst. Es schien ihm ein Leichtes, mit einigen Beschwörungsformeln, die er aus Doctor Fausts Höllenzwang oder einem andern Werklein dieses Schlages gelernt hatte, die hartnäckigsten Geister zu vertrei-

ben, und er wünschte sich längst eine gute Gelegenheit, durch einen solchen Sieg noch berühmter zu werden, als er es, nach seiner Meinung, schon war. Sara's Auffoderung, die Geister des Lomond=See's aus ihrer alten Heimath zu jagen, und ins fernste Meer zu verweisen, war ihm daher sehr willkommen. Er versprach in den nächsten dazu schicklichen Tagen den Bann zu unternehmen und auszuführen.

Außer dem Ruhme, den er dabei zu ernten hoffte, war sein Augenmerk auch noch auf einen andern Vortheil gerichtet. Ihn gelüstete nach den Markt= und Sparpfennigen, welche Frau Sara in zwanzig und mehrern Jahren, als regierende Schaffnerin eines angesehenen Hauses, aufgehäuft haben mußte, und er, ein alter Hagestolz, hegte schon seit geraumer Zeit in seinem Herzen den Wunsch, dieses Kapital zu heirathen. Die alte herrschsüchtige Wittib mit in den Kauf zu nehmen, war ihm freilich ungelegen. Der funfzigjährige Graukopf, der überdieß eine unangenehme Person war, konnte jedoch, als Freier, keine höheren Ansprüche machen. Er trug sich daher mit verblümten Worten der Alten an. Sie lächelte beifällig, und sagte: „Schafft uns nur erst die Geister vom Halse! Dann bin ich vielleicht willfährig, Euch nach Wunsche zu belohnen.“

Er beobachtete nun fleißig den Stand der Gestirne, bis sie sich in einem solchen Verhältniß gegen einander befanden, daß eine vortheilhafte Einwirkung auf den vorhabenden Geisterbann von ihnen zu erwarten war. Hierauf legte Sebastian, um seiner stangendürren Gestalt ein ehrwürdiges, Achtung gebietendes Ansehen zu geben, und die Wassergeister, wie Knecht Ruprecht die Kinder, zu erschrecken, die vollständige Tracht eines ächten Zauberers an. Sie bestand in einem langen, bis an die Ferse reichenden schwarzen Gewande, einem hohen pyramidenförmigen Hute, und einem falschen schneeweißen Barte, der bis über den Gürtel hinab floß. So ausgerüstet ging er um Mitternacht an den See, und nahm zwei Barbierbecken mit, weil er in Zauberbüchern gelesen hatte, daß sich die Geisterbanner nicht nur gewisser Beschwörungsformeln bedienten, sondern auch zugleich durch Zusammenschlagen metallener Becken überlästige Dämonen zu vertreiben pflegten. Er machte denn ebenfalls am Seeufer eine lärmende Janitscharen-Musik mit seinen messingenen Seifengefäßen, und sprach dazu schauderhafte Worte, wobei ihm die eigenen Haare zu Berge stiegen. Aber die Wassergeister regten sich nicht.

In der folgenden Nacht ließ er einen noch stärkern

Bannspruch über den See hin erschallen. Es erfolgte jedoch wieder keine Erklärung: ob man Gehorsam leisten wolle.

Nun erkor er aus seinem Zauberbuche den gräßlichsten Bannfluch, von welchem eine Randglosse versicherte: daß ihm die ganze Hölle nicht widerstehen könne. Diesen donnerte er in der dritten Nacht durch ein Sprachrohr den Wassergeistern zu.

Jetzt erhob sich im See ein großes Getümmel, und aus den stürmischen Wogen rief eine Stimme:

O Jammer, o Weh!
Wir müssen den See,
Die liebliche Heimath, verlassen.
Der Zauberer weiß,
Auf Sara's Geheiß,
Uns unwiderstehlich zu fassen.
Auf! züchtiget ihn,
Bevor wir entfliehn,
Und sollt' er die Nacht noch erblassen!

Plötzlich wimmelte eine Schaar kleiner Wassergeister und geflügelter Fischgestalten aus dem See hervor, umzingelte den fliehenden Zauberer von allen Seiten, sprang an ihm empor, riß ihm den falschen Bart ab und die

Pyramide vom Kopfe, schlug ihn und kniff ihn, und überströmte ihn mit Wasser. Als ihn die Unholde sattsam gezüchtiget hatten, ließen sie ihn laufen, und er kam triefend nach Hause.

Das Jammergeheul über den ausgesprochenen Bann war jedoch ein bloßes Gaukelspiel, womit die Seegeister den einfältigen Sebastian zum Besten hatten. Er war in der Zauberkunst ein solcher Stümper, daß er ihnen gar nichts anhaben konnte. Um aber den nächtlichen Schreier und Ruhestörer zum Schweigen zu bringen, stellten sie sich, als müßten sie seiner Macht weichen. Ueberdieß glaubten sie den feindseligen Angreifer am empfindlichsten zu strafen, wenn sie es durch scheinbare Besiegung dahin brächten, daß ihm die Hand der gebieterischen Sara zum Lohn würde. Diese Rache gelang auch vollkommen. Sebastian machte bald Hochzeit mit der ehrsamen Wittib; aber die goldenen Tage der Freiheit, da er ganze Nächte lang im Wirthshause bei einem guten Glase Whisky spielen oder aufschneiden konnte, waren vorüber. Seine gestrenge Frau gab ihm höchst selten Urlaub, ein Gläschen auswärts zu trinken; und blieb er einmal über die ihm zugestandene Zeit aus, so holte sie ihn mit Schelten und Toben.

5.

Ein edleres Liebesbündniß erblühte um dieselbe Zeit zwischen Marien und Edward Murray, einem der schönsten und wackersten jungen Ritter in Schottland, dessen Stammschloß ebenfalls ein Nachbar des Lomond-See's war. Die Väter der Liebenden, die, als treue Waffenbrüder, manchen rühmlichen Kampf gekämpft hatten, sahen schon ein Jahrzehend zuvor mit inniger Freude, daß die Herzen der Kinder sich einander zuneigten. Ihre Liebe wuchs mit den Jahren, und sie verlobten sich feierlich, als Edward von der hohen Schule zu Edinburg, wo er den Wissenschaften und ritterlichen Künsten obgelegen hatte, zurück kam.

Am Vorabend des Verlobungsfestes hatte Eward seine Braut besucht, und ritt in der Nacht heim. Indem er vor seinem Schlosse vom Pferde stieg, trat hinter einer Thorsäule ein fremder Mann mit einem funkelnden Schwerte in der Hand, plötzlich hervor, und sagte trotzig: „Edward Murray, ich habe mit Euch ein Wort zu sprechen.“

„Wer seyd Ihr?“ fragte Edward. „Und was wollt Ihr von mir in dieser nächtlichen Stunde?“

„Meinen Namen,“ sagte der Fremdling, „sollt Ihr

künftig erfahren. Jetzt laßt Euch an der Versicherung genügen: daß sich der edelste Ritter nicht schämen darf, mir Rede zu stehen."

„Nun, so erklärt Euch, was habt Ihr mit mir auszumachen?"

„Ich fodere von Euch, daß Ihr Marien Macdonald entsagt!" sprach der Fremdling mit drohend erhobenem Schwerte.

„Ich Marien entsagen?" — rief Edward. „Und wäret ihr ein Gott, ich spräche: Nein!"

„So stirb!" schrie jener heftig, und rannte mit vorgestrecktem Schwerte gegen ihn an. Blitzschnell aber riß Edward das seinige aus der Scheide, und begegnete damit dem feindlichen, das sogleich, indem es von jenem berührt ward, klirrend in Stücke sprang. Der entwaffnete Fremdling floh mit so geflügelter Eile hinein in die dunkle Nacht, daß ihn Edward alsbald aus den Augen verlor. Das auf der Erde liegende Bruchstück der zerschmetterten Waffe war von Kristall. Edward nahm es zu sich, um es zum Andenken des lächerlichen Kampfes aufzubewahren.

Der wunderbare Einspruch des Ungenannten, der sich leicht errathen läßt, hemmte natürlicher Weise nicht die feierliche Verlobung am folgenden Tage.

Wäre man über den Ritter mit dem gläsernen Schwerte noch einiger Maßen in Zweifel gewesen, so hätte er sich an einem der nächsten Abende doch selbst verrathen. Traulich kosend gingen die Verlobten am See vorüber; da machte der eifersüchtige Geist ein gewaltiges Getöse unter dem Wasser, und drohte mehrmals mit geballter Hand aus den Wellen hervor. Die Liebenden wandelten fort, ohne sich darum zu bekümmern.

6.

Einige Tage darauf ging Edward mit einer Armbrust ans Seegestade, um Möwen oder andere Wasservögel zu schießen. Ein Kopf, mit dem wohlbekannten grünen Hute bedeckt, hob sich bisweilen aus den Wellen; doch Edward ließ sich dadurch nicht abschrecken, seine Jagd zu beginnen. Indem er aber den ersten Pfeil abdrücken wollte, rief's unter dem Wasser: „Halt ein!" und mit halbem Leibe fuhr der Grünhut empor. „Weiche von hier!" sprach er zornig. „Was erfrechst Du Dich, mein Gebiet zu verletzen? Die Wasservögel sind meine Unterthanen; ich nehme sie gegen Dich in Schutz. Geh, und laß Dich nicht wieder mit Waffen hier finden!"

So scheltend schwang er mit drohender Geberde ein neues gläsernes Schwert, worüber sich Edward des Lachens nicht enthalten konnte. Das beleidigte den Seefürsten dermaßen, daß er Schimpfreden ausstieß, die das Ehrgefühl des jungen Ritters verletzten. Im darüber aufwallenden Zorne bedachte er nicht, daß der Beleidiger ein Geist war, dessen unartige Reden er wohl überhören konnte, ohne dadurch in den Verdacht der Feigheit zu fallen. Er richtete den Bogen nach ihm, und der abgesandte Pfeil traf sein Ziel. Mit einem gällenden Schrei fuhr der Verwundete in die Tiefe hinab, und die Stelle, wo er verschwunden war, röthete Blut auf der Oberfläche des Wassers. Edward, seinen Jähzorn bereuend, ging mit Verdruß über sich selbst von dannen, uud hörte noch, als er schon fern war, viel Geräusch und Wehklagen im See.

Kurz darauf kam Sebastian mit eilfertigen Schritten des Weges, um einen Kranken zu besuchen. Plötzlich sprang vor seinen Augen ein schnaubendes Wallroß, das einen Reiter trug, aus dem See ans Ufer. Mit Entsetzen prallte der Wundarzt zurück, wandte sich, und nahm Reißaus. Aber der Reiter jagte ihm nach, verrannte ihm den Weg, und sagte: „Du bist ein elender Geisterbanner, doch vielleicht ein besserer Wund-

arzt. Sitz' auf, und fürchte dich nicht! Du sollst die Ehre haben, meinem Fürsten, der eben durch einen Bogenschuß verwundet ward, den ersten Verband anzulegen."

„Ich bitt' um Verschonung;" sagte der Wundarzt, und wünschte sich Flügel des Windes, um sich über die Felsen zu schwingen. „Ich kenne die Leibesbeschaffenheit solcher Herrschaften nicht; ich würde das hohe Leben in Gefahr setzen — —"

„Keine Ausflüchte!" rief der Reiter, und ergriff das dürre Männlein am Kragen, warf es hinter sich wie einen Sack, und das Roß setzte mit einem so ungeheuern Bogensprunge in den See, daß die schäumenden Wogen felsenhoch aufspritzten.

Einige von fern stehende Augenzeugen dieser Entführung verkündeten sie in der Nachbarschaft umher, und man hielt den theuern Mann für verloren. Aber, wie ein aus dem Todtenreiche wiederkehrendes Gespenst, erschien er noch am Abend desselben Tages in Macdonalds Schlosse. Die Herrschaft und die Diener, die zu jener Zeit der Stolz noch nicht so weit, als jetzt, von einander trennte, versammelten sich um ihn in der geselligen Halle, wo wechselseitige zwanglose Gespräche die längsten Winterabende traulich verkürzten. Er er-

zählte zuvörderst die dem Leser schon bekannten Umstände seines gezwungenen Ritts in den See, und fuhr dann mit guter Laune fort: „Als das furchtbare Roß den entsetzlichen Sprung that, empfahl ich Gott meine arme Seele; denn ich glaubte, das Wasser, das ich zeitlebens gehaßt habe, werde mich jetzt, da ich in seiner Gewalt war, augenblicklich tödten. Es that mir aber kein Leid; ich ward nicht einmal naß; nur die reißende Geschwindigkeit, mit welcher ich, wie ein aus den Wolken fallender Stein, wohl tausend Fuß tief hinab schoß, versetzte mir dergestalt den Athem, daß ich zu dem Hofmarschall, der mich vor dem kristallenen Pallaste des Fürsten empfing, nicht sagen konnte: Unterthäniger Diener. Er gab mir mit einem großen Stabe, den er in der Hand trug, ein Zeichen, ihm zu folgen. Wir gingen durch eine Reihe Gemächer, in welchen sich zierliche Männlein befanden, die ich für pflichtschuldigst betrübte Hofleute hielt, weil sie sich über alle Maßen kläglich geberdeten, die Hände rangen, seufzten und weinten. An der Thür des letzten Zimmers lagen zwei ungeheure Seehunde, mit weit aufgerissenen Rachen und sahen mich grimmig an, als wollten sie mich verschlingen. Ich trug erhebliches Bedenken, zwischen den schrecklichen Thürhütern hindurch zu gehen.

Vorwärts, Herr Doctor! sagte der Marschall. Dir geschieht kein Leid; Du wirst im Gegentheil herrlich belohnt, wenn Du des Fürsten Wunde heilst. Wendest Du aber Deine Kunst nicht treulich an, oder übtest Du wohl gar die Bosheit, mit giftigen Salben das Uebel noch schlimmer zu machen, so werfen wir Dich diesen Ungeheuern vor, und augenblicklich werden Dich die Schwerter ihres Rachens zernichten. — Ich mußte denn vorwärts, und fand den Fürsten, von Blutverlust erschöpft, auf einem Ruhebette. Ohne Laut, ohne Bewegung, ließ er mich die Wunde in seiner Brust untersuchen. Herr Murray hat ihn tüchtig getroffen. Ist ein solcher Wassermensch nicht unsterblich, so stirbt dieser gewiß. Ich that indessen, was meines Amtes war, und verband die Wunde nach meinem besten Wissen und Gewissen. Der steife Hofmarschall geleitete mich wieder vor den Pallast hinaus. Da hielt derselbe Reiter, der mich entführt hatte; doch jetzt in der guten Absicht, mich wieder auf's feste Land zu bringen. Ich kletterte geschwind auf das Seepferd; es flog, wie ein Pfeil, hinauf nach dem Ufer. Dort sprang ich ab, und lief fort ohne Abschied zu nehmen. Halt! rief der Reiter mir nach: Morgen, bei Sonnenaufgang, bin ich wieder hier, um Dich zum Krankenbesuch ab=

zuholen. Laß Dich nicht vergebens erwarten! — Nein, nein, rief ich zurück: ich komme gewiß. — Aber darauf mag er lange passen. Ich lasse mich sobald nicht wieder am Ufer sehen, und sollt' ich alle meine Kunden in dieser Gegend verlieren. Ich habe jedoch die gute Hoffnung, daß der tödtlich verwundete Halbgeist stirbt und der Weg dadurch rein wird: denn der Tod eines solchen Häuptlings hat, wie man sagt, die Folge, daß gleich nachher das ganze Volk auswandert und sich einen neuen Aufenthalt sucht.“ —

So schien es auch in der That. Jede Spur der Seebewohner war seit diesem Tage verschwunden. Edward ging mehrmals das Ufer entlang, erlaubte sich sogar, das fürstliche Verbot zu übertreten und Wasservögel zu schießen; doch niemals ließ sich ein Geist sehen oder hören.

7.

Indessen rückte die Zeit heran, da Edward's und Marien's Vermählung gefeiert werden sollte. Zu diesem Feste wollte man unter andern Gästen einen Freund einladen, der eine der kleinen Inseln des Lomonds bewohnte. Drei Tage vor der Hochzeit dingte deßhalb

der Bräutigam ein Fahrzeug, um hinüber zu schiffen. Das Wetter war heiter, und ein günstiger Wind schwellte sanft das Segel. Doch auf der Mitte des Weges erhob sich plötzlich ein heulender Sturm; der See, wüthend und wallend, trieb mit dem leichten Nachen ein furchtbares Spiel; und indem das von einer Seite zur andern geworfene Schifflein umzuschlagen drohte, fuhr eine Riesenhand aus dem Wogengewühl empor, ergriff den jungen Ritter, und riß ihn vor den Augen des Schiffers, der vergebens Rettung versuchte, aus dem Kahn in den Abgrund. Gleich darauf legte sich der Sturm; der treue Schiffer durchkreuzte noch einige Stunden den See, um den verschwundenen Jüngling zu finden; doch alle Mühe war umsonst. Er steuerte nun nach dem Lande zurück, und erzählte die traurige Begebenheit Edwards Dienern, die sofort mit brennenden Fackeln, weil es schon Abend geworden war, nach dem See eilten, um ihren geliebten Herrn zu finden. Aber auch sie bemühten sich fruchtlos die ganze Nacht, und sahen sich nun genöthiget, den unglücklichen Vorfall in Macdonalds Schlosse zu melden.

Das Morgenroth eines Sommertages glänzte hinter den Bergen hervor. Der Baron und seine Diener schliefen noch; nur Maria hatte, von bösen Träumen geäng-

stet, ihr Lager schon verlassen, und war in ihr Gärtlein gegangen. Hier fanden sie Edwards Diener, und machten ihr, ohne vorsichtige Einleitung, die Schreckenskunde bekannt. Sie schlug Marien, die sonst bei jedem widrigen Geschicke sehr gefaßt war, wie ein Wetterstrahl nieder. Aber sogleich hauchte die allmächtige Liebe ihr Geist und Leben wieder ein. Stärker und feuriger, als jemals, empfand jetzt Maria, wie herzinnig sie ihren Bräutigam liebte. Ihn noch, wo möglich, zu retten, war ihr schneller Entschluß. „Geht, ihr guten Leute," sagte sie zu den Dienern, „geht still von hinnen, und verschweigt Allen, die euch begegnen, das Unglück, das eurem Herrn wiederfuhr. Kann er noch gerettet werden, so vermag's niemand als ich, und ich will für ihn das Aeußerste wagen."

Gehorsam, doch ohne Hoffnung, entfernten sich die Diener. Maria ging auf den Zehen, um die Schlafenden nicht zu wecken, in ihr Gemach, vertauschte schnell ihr leichtes Morgengewand gegen ein anderes Kleid, mit welchem sie sich auf der Straße sehen lassen konnte, und eilte fort nach dem See. Sie hoffte, Edward sey nicht todt, sondern nur Gefangener des Wassergeistes, den sie durch dringende Bitten zu bewegen dachte, ihrem Geliebten die Freiheit zu schenken.

Als sie das Schloß kaum hundert Schritte hinter sich hatte, kam ihr, wie auf den Fittichen des Windes schwebend, ein junges weibliches Wesen von überirdischer Schönheit entgegen, grüßte liebreich und sagte:

Maria, find' ich Dich schon hier?
Mein rascher Wanderschritt galt Dir.
Ich weiß des Seegeists Uebelthat,
Und bringe guten Trost und Rath.

Am besten, daß ich gleich gesteh:
Auch meine Heimath ist der See.
Der mächt'ge Seefürst liebte mich,
Bevor sein Herz zu Dir entwich.

Was er in seinem Reich auch gilt,
Dir ist er doch ein Schauerbild.
Du bist dem jungen Edward hold,
Und drob hat Jener längst gegrollt.

Des Nebenbuhlers los zu seyn,
Und seiner Rachlust ihn zu weihn.
Zog er das arme junge Blut
Hinunter in die kalte Fluth.

In Todten ähnlicher Gestalt
Liegt dort der Leichnam starr und kalt;
Doch greift ihn der Verwesung Zahn
Noch nicht, wie andre Todten, an.

Denn Edwards treue Seele fuhr
Nicht fesselfrei zur Sternenflur:
Sie hemmt ein Kerker eng' und klein,
Da zwängte sie der Geist hinein.

Des gläsernen Gefäßes Mund
Schließt ein mit ihm verschmolzner Spund,
Und der Gefangnen glückt es nicht,
Daß sie dieß Zaubersiegel bricht.

Gelingt's einst, daß sie frei entschwebt,
Flugs wird der Körper neu belebt,
Und dieses Rettungswerk vermag
Ein rasch geführter Hammerschlag.

Hier biet' ich Dir ein Hämmerlein,
Des Jünglings Seele zu befrei'n.
Verbirg es säuberlich und geh
Getrost den Weg entlang den See.

Und zeigt er sich, der Wassergeist,
So zage nicht, und folg' ihm dreist,
Wenn er Dich ladet, mit zu gehn,
Und seines Reiches Pracht zu sehn.

Er führet Dich, den werthen Gast,
In seinen glänzenden Pallast.
Begleit' ihn, mit der Liebe Schein,
Durch seiner Zimmer lange Reihn.

Der schönsten Blumen bunt Gemisch
Bedeckt auf einem goldnen Tisch
Das Glas im letzten Prunkgemach;
Doch wende keinen Blick danach.

Zum nächsten Sessel wanke hin
Und ächze sanft: „Wie matt ich bin!
O, hätt' ich einen Tropfen Wein,
Der würde neue Kraft verleihn."

Und eilt der Fürst auf dieses Wort
Zu seinem Kellermeister fort,
Flugs schlage mit des Hammers Macht
Gewaltsam in die Blumenpracht.

Und klirrt das Glas, dann flieh mit Hast!
Ich warte Deiner am Pallast,
Und leite mit getreuer Hand
Dich durch die Fluth ans feste Land.

8.

Mit innerm Grauen, aber durch die Liebe zur Heldin geworden, entschloß sich Maria sogleich, in die gefahrvolle Wasserwelt, wie Orpheus ins Reich der Todten, hinab zu steigen, und ihren Edward zu retten. Das Seefräulein, das sich vermuthlich durch das angerathene Unternehmen an dem treulosen Liebhaber rächen wollte, begleitete sie bis an den äußersten Saum des Lomonds, tauchte schnell hier unter, und verschwand.

Einsam ging nun Maria mit zagenden Schritten am Ufer hin, und sang, um ruhig zu scheinen und ihre Gegenwart dem Seefürsten anzumelden, ein fröhliches Lied. Es währte nicht lange, als er in derselben anmuthigen Gestalt, wie er sich ihr schon einmal außerhalb des Wassers gezeigt hatte, vor ihr stand, und sie einlud, die Herrlichkeiten seines Reiches zu schauen.

„Ich hätte wohl Lust," antwortete sie, „aber die Wellen tragen mich nicht, wie Euch; ich würde meine Neugier mit dem Leben büßen."

„Besorgt das nicht, schönes Fräulein!" sagte der Geist. „Seht, hier steigt eine kristallene Brücke von den Pforten meines Pallastes bis ans Ufer herauf. Sie trägt Euch so sicher, als Felsenstufen, und kein Wassertropfen benetzt Euch."

„Ich will's glauben," erwiederte sie: „doch hält mich noch ein anderes Bedenken zurück. Ihr werdet mich, wenn ich unten bin, nicht wieder herauf lassen. Gelobet mir, daß Ihr mich keinen Augenblick länger, als ich zu bleiben Lust habe, aufhalten wollt."

Er gab ihr, nach verschiedenen Einwendungen, die nicht angenommen wurden, seine kalte Hand darauf, und sie ließ sich nun von ihm in sein Reich hinab führen.

Die erste Ehrenbezeigung, die er ihr nach der glücklichen Ankunft in seiner Glasburg erwies, war ganz im Geiste der Kaiser und Könige des festen Landes, die, hohen Gästen zu Ehren, einen feierlichen Aufzug ihrer Truppen veranstalten. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen ertönten Muschelhörner, von untergeordneten Seegeistern geblasen, und ein Heer von Wallfischen,

Seewölfen und andern Meerungeheuern schwamm in geschlossenen Reihen vorüber.

Nach dieser Prunkschau brachte der Geisterfürst, zu Mariens innigstem Vergnügen, einen Spatziergang durch die Zimmer und Säle seiner Hofburg in Vorschlag. Im letzten Gemache stand, wie das Seefräulein voraus sagte, das gläserne Seelengefängniß auf einem goldenen Tische, mit einem Hügel von Blumen bedeckt. Maria konnte sich bei diesem Anblicke kaum der Thränen enthalten; aber sie bezwang ihren Schmerz, und stellte sich mit dem vollkommensten Scheine der Wahrheit ermüdet und durstig. Der Seefürst bat tausendmal um Verzeihung, daß er ihr noch keine Erfrischungen angeboten, und eilte fort, um den Küchenmeister und dem Mundschenken die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Kaum war er aus dem Zimmer, da huschte Maria vom Sessel, auf dem sie Platz genommen, an den goldenen Tisch, schlug mit dem Hammer kräftig in die Blumen, das darunter verborgene und zertrümmerte Glas klirrte, und ein Schmetterling flog aus den Blumen zum Fenster hinaus. Sie aber stürzte durch die Reihe der vorhin durchwandelten Gemächer zurück, und war schon in einem der letzten, als sie weit hinter sich die Stimme des Seefürsten hörte. Er rief ihren Na=

men, und bat mit den rührendsten Worten, ihn nicht zu verlassen. Desto schneller floh sie der Pforte zu, und mit dem ehrlichen Seefräulein, das sie dort fand, immer weiter fort nach der Brücke. Flüche und Wasserströme rauschten jetzt hinter ihnen her, und kaum hatten sie die Mitte der Brücke erreicht, als diese, wie von einem Erdbeben erschüttert, unter ihnen einstürzte. Aber das Seefräulein faßte Marien in die Arme, und schwebte mit ihr nach dem Ufer empor.

Freudig empfing hier Edward, dessen Seele sich schon mit dem Körper wieder vereiniget hatte, seine heldenmüthige Retterin, und drückte sie an sein dankbares Herz.

Kaum hatten sich die Liebenden umarmt, da durchschauerte sie ein Jammergeschrei des Seefräuleins, das der Geisterfürst, aus den Fluthen empor fahrend, vor ihren Augen wüthend ergriff, mit einem Dolche durchstieß und hinunter riß in den Abgrund.

Nach dieser grausamen That unterfing er sich hinfort nicht mehr, um die Gunst schöner Erdentöchter zu buhlen, und hielt sich, von keinem menschlichen Auge weiter gesehen, in den Tiefen seines Reiches, wie ein büßender Einsiedler, verborgen.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

8° L. L.
Laingleben.

8° L. L.
Laigleder.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbeins prosaische Werke

Bd.: 3

Stuttgart 1836

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4110 -8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260874-2